

ZEICHEN DER ZEIT

KEIN ÖKUMENISCHER HERBST

Mehrere Ereignisse im Herbst 2009 weisen darauf hin, dass in der Ökumene keineswegs ein Stillstand eingetreten ist. Vom 07. bis 13. Oktober tagte auf Kreta die Vollversammlung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rats der Kirchen. Direkt im Anschluss daran wurden auf Zypern die Arbeiten der Gemischten Internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchen fortgeführt. Am 30. und 31. Oktober gedachten hochrangige Vertreter der katholischen, der lutherischen und der methodistischen Kirche in Augsburg der vor zehn Jahren unterzeichneten Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre. Dazwischen platzte die Nachricht, dass eine Apostolische Konstitution für Gruppen aus der anglikanischen Kirche den Weg zu eigenen Personalprälaturen eröffnen werde.

Mit der Erklärung zur Rechtfertigungslehre wurde ein wichtiges theologisches Hindernis für die Einheit der Christen aus dem Weg geräumt. Die jedes menschliche Wirken überstrahlende und erst ermöglichende Erlösung durch den Kreuzestod Jesu Christi, wie sie etwa in der ikonographischen Darstellung von Lukas Cranach für die lutherische Tradition kanonisiert wurde, ist von der katholischen Kirche weitgehend rezipiert worden. Und gerade der in diesem Jahr begangene 500. Geburtstag des Genfer Reformators Johannes Calvin macht gewissermaßen komplementär darauf aufmerksam, dass aus dem Bewusstsein der göttlichen Erwählung die Kraft zum gesellschaftlichen Engagement und die Bejahung wirtschaftlichen Erfolgs erwachsen kann.

Die gegenwärtigen ökumenischen Gespräche kreisen hauptsächlich um das Verständnis von Kirche. So sehr nach wie vor die Erklärung der Glaubenskongregation aus dem Jahr 2000 „Dominus Iesus“ ein Stachel vor allem für das Gespräch mit den Kirchen der Reformation ist, gibt es doch auch Annäherungen. Die Versicherung, man möchte sich auf der Basis der Ekklesiologie, besonders der Amtstheologie, des ersten Jahrtausends näher kommen, wurde in Kreta durch den Vorschlag konkretisiert, die Kirchenlehrer und Glaubenszeugen der Alten Kirche neu zu studieren. „Geistliche Ökumene“, wie sie bei den Feierlichkeiten in Augsburg zum wiederholten Mal als Ziel des Lebensaustauschs bezeichnet wurde, ist dabei nicht nur ein Ziel, sondern kann konkrete Einübung in eine gemeinsame Tradition sein. Die Anglikanerin Susan Durber berichtete von einem Lektüreprojekt mit Texten der Kirchenväter. Ihr Fazit:

„Wir haben uns auch Zeit genommen, darüber nachzudenken, was es bedeutet, von einer lebendigen Tradition zu sprechen. Viele gewannen ein ganz neues Verständnis vom dynamischen Wirken des Heiligen Geistes, der das, was einige einfach als ‚Vergangenheit‘ ansehen, Teil eines lebendigen Prozesses werden lässt, denn Gott wirkt sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart und Zukunft, um Erfüllung und Hoffnung zu bringen. Wir erkannten, dass die Wahrheit

nicht darin liegt, die Vergangenheit als für uns verloren oder irrelevant anzusehen, und auch nicht darin, Gottes lebendige Gegenwart in der heutigen Zeit zu negieren. Wir lernten, in ganz neuer Weise von Zeit und Tradition zu sprechen, bereichert durch das Evangelium, das eine Sprache der Erinnerung und Hoffnung spricht. Und wir spürten gemeinsam die lebendige Wirklichkeit der Gemeinschaft der Heiligen, in der wir in wirklicher, gelebter Einheit mit den frühesten Zeugen des Glaubens stehen, die als unser aller Vorfahren im Glauben von besonderer Bedeutung für uns sind.“¹

Die faszinierende Rückkehr zu den gemeinsamen Ursprüngen bringt eine neue Dynamik in der Ökumene hervor. Sicher bleiben viele offene Fragen: das Papstamt und seine konkrete Ausübung, die Übertragung geistlicher Ämter, das Verständnis der Eucharistie usw. Doch zeigt sich immer deutlicher, dass über die Rückbesinnung auf den tragenden spirituellen Grund Gemeinsamkeit erreicht werden kann.

Wie Kircheneinheit dann aussehen kann, darüber gehen die Meinungen noch weit auseinander. Und ob das Angebot von Personalprälaten, wie es nun Gruppen aus der anglikanischen Kirche gemacht wird, wirklich zu mehr Einheit führt, bleibt auch abzuwarten. Wie viel Verschiedenheit die *ecclesia catholica* wirklich trägt, wird sehr differenziert beantwortet.

Was können diese Entwicklungen aus dem Blickwinkel einer Geistlichen Bewegung wie Schönstatt bedeuten? Die jetzt einsetzenden Vorbereitungen auf das hundertjährige Gründungsjubiläum 2014 fordern zu einer Relecture der eigenen Tradition auf. Dabei müssen Erfahrungen genauso bedacht werden wie Formulierungen. „Lebendige Tradition“ ist ein ständiger Prozess der Vermittlung von Ereignissen, deren Versprachlichung, der Verortung in der Gegenwart und einem daraus fließendem zeitlichen Auftrag (Sendung). Dieser Prozess vollzieht sich nicht nur in der großen Ökumene, sondern auch im Miteinander verschiedener Blicke auf die lebendige Tradition von Gruppen und Gemeinschaften. Das föderative Zusammenspiel innerhalb der Schönstatt-Bewegung kennt ebenso ein Auf und Ab wie die Ökumene der Konfessionen. Doch je deutlicher die Einheitsfaktoren der Vergangenheit für die Gegenwart aktualisiert werden, desto leichter können Herausforderungen der Zukunft angegangen werden. Das gilt für die lebendige Tradition der Einheit erhaltenden Funktion des Bischofs von Rom ebenso wie für die Einheit der Schönstatt-Bewegung im Liebesbündnis vom 18. Oktober 1914 und dessen historischem Ort, dem Urheiligtum.

Joachim Schmiedl

¹ <http://www.oikoumene.org/de/dokumentation/documents/oerk-kommissionen/glauben-und-kirchenverfassung-kommission-fuer/x-andere-dokumente-von-konferenzen/plenartagung-kreta-2009/tradition-und-traditionen-susan-durber.html>
[02.11.2009]

MICHAEL BOLLIG

DER MENSCH PAULUS ALS VORBILD PRIESTERLICHER EXISTENZ



Der Autor: Michael Bollig, geb. 1967, ist Dozent für Dogmatik und seit 2006 Regens am Studienhaus St. Lambert in Lantershofen.

„Paulus lebte und arbeitete für Christus, für ihn litt und starb er. Wie zeitgemäß ist heute sein Vorbild!“

Der heilige Paulus ist uns als Lehrer der Christenheit vertraut. Wir kennen seine Briefe, wissen von seiner Theologie. Aber wer war er eigentlich als Mensch? Wie sah er aus? Wie dachte, lebte, handelte er? Von welchem Charakter wurde er gekennzeichnet? Wie stand er zur Welt und zu seinen Mitmenschen?² Das Lebenszeugnis und die Botschaft des heiligen Paulus machen ihn zu einer Säule der Kirche, und zwar nicht nur für die Zeit am Anfang sondern auch heute. Seine Bedeutung ist ungebrochen auch für die Herausforderungen der Kirche in der Gegenwart. Für Theologie und kirchliches Leben aller Zeiten hat Paulus den normativen Grund gelegt (1 Kor 3,10) und die entscheidenden Maßstäbe gesetzt.³

Das Erscheinungsbild des Paulus: *Schatz in zerbrechlichen Gefäßen*

Einer Beschreibung des Titus entsprechend, war Paulus klein von Gestalt, hatte einen kahlen Kopf und krumme Beine. Seine Augenbrauen waren zusammen gewachsen und seine Nase muss etwas vorstehend gewesen sein. Er war also offensichtlich nicht mit optischen Vorzügen gesegnet, sondern bot eher ein schwächliches Erscheinungsbild. Allerdings muss ihm eine edle Körperhaltung zu Eigen gewesen sein, zudem war sein Wesen durch eine auffallende Freundlichkeit gekennzeichnet.

Was seine körperliche Konstitution betrifft, so spricht Paulus selber immer wieder von seiner Anfälligkeit für Krankheiten. Diese haben ihn in seinem Wirken zum Teil erheblich beeinträchtigt. Es ist nicht zu rekonstruieren, welche Krankheiten es genau waren. In 2 Kor 12,7 spricht er von einem „*Stachel im Fleisch*“, womit er wohl

¹ Benedikt XVI., Paulus entdecken. Hrsg. v. Birgit Pottler, Leipzig 2008, 156.

² Vgl. Joachim Gnllka, Wie das Christentum entstand. Band 2 „Paulus von Tarsus“, Freiburg 2004, 290.

³ Vgl. Robert Vorholt, Paulus als *Priester*. Der Apostel im Dienst der Versöhnung: IKZ Communio 38 (2009) 67-81, 67.

eine körperliche Hinfälligkeit meint, die ihn schwer belastet und Schmerzen verursacht hat. Auch wenn sich nicht mehr genau ergünden lässt, worum es sich bei diesen Krankheiten handelte, wird man davon ausgehen müssen, dass Paulus eine eher schwächliche Natur hatte.⁴

Umso erstaunlicher ist es, wie Paulus mit diesen seinen körperlichen Grenzen umging. Trotz seiner schwachen Konstitution vollbringt er erstaunliche körperliche Leistungen. Er hat fast alle seine Reisen zu Fuß unternommen und hat sich dabei unglaublichen Strapazen ausgesetzt. 2 Kor 11,26f gibt Aufschluss darüber:

„Ich war oft auf Reisen, gefährdet durch Flüsse, gefährdet durch Räuber, gefährdet durch das eigene Volk, gefährdet durch Heiden, gefährdet in der Stadt, gefährdet in der Wüste, gefährdet auf dem Meer, gefährdet durch falsche Brüder. Ich erduldet Mühsal und Plage, durchwachte viele Nächte, ertrug Hunger und Durst, häufiges Fasten, Kälte und Blöße.“

Paulus hat also keine geregelten und optimalen Bedingungen für die Verkündigung der frohen Botschaft vorgefunden. Er hat sich vielmehr unglaublichen Strapazen ausgesetzt und manche Zumutungen in Kauf genommen. Er hat sich von den Umständen nicht abschrecken oder gar entmutigen lassen und war weit entfernt davon, als Voraussetzung seiner Arbeit eine gesicherte bürgerliche Existenz zu erwarten, geschweige denn auf bestimmte Privilegien zu pochen.

Paulus tat seinen Dienst unter Aufopferung seiner körperlichen Kräfte, die ohnehin nicht gerade optimal waren. Aber diese seine schwierige Situation ist ihm zum Ort seiner tiefsten theologischen Erkenntnisse geworden. Paulus sieht in seinem Leiden die Kraft Gottes am Werk. In seiner Schwachheit sieht er Gottes Kraft zur Vollendung kommen. So schreibt er in 2 Kor 4,7: *„Diesen Schatz tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt.“* Und in 2 Kor 12,9 betont er: *„Viel lieber also will ich mich meiner Schwachheit rühmen, damit die Kraft Christi auf mich herabkommt.“*

Paulus akzeptiert seine schwierige Situation, er stellt sie Gott zu Verfügung und macht dabei die Erfahrung, dass er gerade in seiner Schwachheit zum Verkünder der Kraft Gottes wird.

Wir dürfen dies als Anfrage an uns verstehen, vor allem wenn wir glauben, die Kirche könne ihrem Verkündigungsauftrag nur gerecht werden, wenn sie über ausreichend finanzielle Mittel, eine gesicherte gesellschaftliche Position, effektive Verwaltungsstrukturen und über ein gerütteltes Maß an organisatorischer Schlagkraft verfügt. All das hatte Paulus nicht zur Verfügung und trotzdem ist er zum größten Lehrer und Missionar der Kirche geworden.

Wir dürfen uns fragen, ob wir durch unsere reichlich vorhandenen Mittel die Botschaft von der Kraft Christi nicht eher verstellen als fördern. Wir sehen das christliche Abendland am Ende, wenn die Kirchensteuern bedroht sind und müssen uns fragen, ob wir hier nicht eher um unsere eigenen gesicherten Existenzen bangen als um den Fortbestand des Glaubens. Trauen wir der Botschaft, trauen wir Chris-

⁴ Vgl. Joachim Gnllka, *Paulus*, 75.

tus, trauen wir seiner Zusage, dass er unsere Schwachheit mit seiner Kraft füllen kann? „*Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit.*“ (2 Kor 12,9) sagt Jesus in einer Vision zu Paulus. Was bedeutet dieses Wort des Herrn Menschen, die Angst vor der Schwachheit haben, ihr ausweichen und nach allen möglichen Formen von Sicherheit suchen?

Die schwierige und teilweise erbärmliche Situation des Paulus kann uns Mut machen, loszulassen auf die Zusage Jesu hin und den Weg in die Weite zu wagen, auch wenn liebgewordene Unterstützungsstrukturen weg brechen und Sicherheiten nicht mehr in der herkömmlichen Form zu garantieren sind. Was trägt, ist die Gnade Christi, die ihre Kraft in der Schwachheit erweist.

Vielleicht sind an jene, die heute im Dienst der Verkündigung und der Seelsorge stehen vom Vorbild des Heiligen Paulus her folgende kritische Fragen erlaubt:

- Was suchst du?
- Was brauchst du?
- Kannst du den Sprung ins Ungewisse, ins Ungesicherte wagen?
- Kannst du ja sagen zu einer Kirche, die dir möglicherweise schon in wenigen Jahren nicht mehr die Sicherheiten bieten kann, die sie bisher noch hat?
- Bis du bereit zum Weg des Paulus mit Gefährdungen und Strapazen?
- Kannst du deine Schwachheiten aushalten, sie annehmen und sie dem Herrn hinhalten als Orte seiner Kraft und Gnade?

„*Duc in altum.*“ – Dieses Wort aus Lukas 5,4 war das Motto von Papst Johannes-Paul II. an der Schwelle zum dritten Jahrtausend. „*Fahr hinaus auf den See*“ – genau übersetzt heißt es allerdings: „*Fahr hinaus in die haltlose Tiefe*“. Diese haltlose Tiefe wird vielleicht mehr und mehr unsere Situation werden. Können und wollen wir uns ihr aussetzen in dem Bewusstsein, dass genau diese haltlose Tiefe vielleicht zum Ort einer neuen Christuserfahrung wird? Wenn wir spüren, dass uns nichts mehr hält außer Jesus allein, wenn alles versagt, was wir selber können, dann vielleicht werden wir am intensivsten erfahren, wer Jesus für uns ist.

Das Auftreten des Paulus – „*fortiter in re, suaviter in modo*“

Nach Auskunft seiner Gegner ist Paulus in seinem persönlichen Auftreten eher unterwürfig gewesen. Er wirkte schwach und seine mündliche Rede war kläglich. In der Auseinandersetzung mit seinen Widersachern war er bisweilen unterlegen, wirkte zurückhaltend und schüchtern. Völlig anders erscheint er in seinen Briefen. Hier beeindruckt er durch eine überwältigende Sprache und vermittelt einen starken Eindruck.

Wenn es um seine Person geht, dann tritt Paulus eher zurück. Sobald er sich aber seiner Sendung bewusst ist und seinen Verkündigungsauftrag wahrzunehmen hat, wird er stark und entschlossen. Hier erscheint er als ein Mensch, der hinter seinem Auftrag zurücktritt, um ganz transparent zu werden für den ihn sendenden Christus. Paulus verkündigt nicht sich selbst, sondern Christus.

Wenn es um die Sache des Evangeliums geht, kennt Paulus keine Schüchternheit und Zurückhaltung. Auch gebraucht er keine Diplomatie und versteckt sich nicht hinter geschicktem Agieren, um seine Person zu retten. Nein, er vertritt die Sache Christi offen und direkt, ohne auf persönliche Nachteile Rücksicht zu nehmen.

In 1 Kor 2,1ff. bringt Paulus selbst diesen offenkundigen Gegensatz in seinem Auftreten zum Ausdruck:

„Als ich zu euch kam, Brüder, kam ich nicht, um glänzende Reden oder gelehrte Weisheit vorzutragen, sondern um euch das Zeugnis Gottes zu verkündigen. Denn ich hatte mich entschlossen, bei euch nichts zu wissen außer Jesus Christus, und zwar als den Gekreuzigten. Zudem kam ich in Schwäche und in Furcht, zitternd und bebend zu euch. Meine Botschaft und Verkündigung war nicht Überredung durch gewandte und kluge Worte, sondern war mit dem Erweis von Geist und Kraft verbunden, damit sich euer Glaube nicht auf Menschenweisheit stützte, sondern auf die Kraft Gottes.“

Hier treten die beiden Seiten seines Auftretens deutlich zu Tage: Paulus kennt die Furcht, er kennt auch die Angst, aber er ist dazu in der Lage, beides zu überwinden, wenn es um die Sache Jesu Christi geht. Diese hat bei ihm den absoluten Vorrang. Es kümmert ihn offensichtlich nicht, dass man sich über ihn lustig macht. Auch erträgt er es, wenn er für schwach und erbärmlich gehalten wird. Es geht ihm nie um Selbstdarstellung. Er weiß, dass er nicht seine Person zu verkünden hat. Wo es aber um seinen Auftrag geht, wo die Sache Jesu zur Debatte steht, da kennt er keine Zurückhaltung.

Den Galatern droht er die Verfluchung an für den Fall, dass sie das Evangelium Christi verfälschen (Gal 1,6-9). Und in Gal 5,12 wird er regelrecht polemisch bis derb wenn er schreibt: *„Diese Leute, die Unruhe bei euch stiften, sollen sich doch gleich entmannen lassen.“*⁵

Wir können von Paulus lernen, dass es stets um den Vorrang der Sache Jesu gehen muss. Hinter dieser Sache muss der Mensch zurücktreten. Wir sollen die Menschen nicht durch gelehrte Weisheit oder kluge Reden zu beeindrucken versuchen. Auch darf es uns nicht um persönliche Ehre gehen, die unter Umständen auf Kosten der Sache Jesu gesucht wird. Nicht wir sind der Gegenstand unserer Verkündigung, sondern allein der Herr. Wir sollen die Menschen nicht an uns, sondern an Christus binden. In seiner Nachfolge haben persönliche Eitelkeiten, die Darstellung der eigenen Person, private Vorlieben oder eigenen Interessen zurück zu bleiben. Es kann nicht darum gehen, sich selbst ins rechte Licht zu rücken und dabei die Botschaft Jesu zu vernachlässigen.

Dort aber, wo von uns das Zeugnis für den Herrn verlangt wird, dort darf es keine Kompromisse oder Halbherzigkeiten geben. Dort muss unsere Sprache klar und unser Auftreten deutlich sein. Wahrheit und Gerechtigkeit dulden keine schleicheri-

⁵ Vgl. hierzu auch: Sabine Bieberstein, Der Brief des Paulus nach *Philippi*. In: Bibel und Kirche 64 (2009) 2-9, 2.

scher Diplomatie. Von Jesus her sind wir zu Eindeutigkeit aufgefordert, getreu seiner Weisung: „*Euer Ja sein ein Ja, euer Nein ein Nein; alles andere stammt vom Bösen.*“ (Mt 5,37)

Paulus, der Mann der Gefühle

Paulus spricht immer wieder von seinen Gefühlen und zeigt damit, wie sehr er auch emotional in seinen Auftrag involviert war. Grundmotivation seines Handelns ist die Liebe, die ihn gleichsam von innen her antreibt und nicht zur Ruhe kommen lässt. „*Die Liebe Christi drängt uns.*“ (2 Kor 5,14) ruft er der Gemeinde von Korinth zu. Gerade gegenüber der Gemeinde von Korinth, mit der Paulus manche Schwierigkeiten und Konflikte hatte, spricht Paulus in fast ungestüme Form von seinen Gefühlen. In 2 Kor 2,4 heißt es:

„*Ich schrieb euch aus großer Bedrängnis und Herzensnot, unter vielen Tränen, nicht um euch zu betrüben, nein, um euch meine übergroße Liebe spüren zu lassen.*“

Und weiter schreibt er den Korinthern:

„*Gebt uns doch Raum in eurem Herzen! ...denn eben habe ich gesagt, dass ihr in unserem Herzen wohnt, verbunden mit uns zum Leben und zum Sterben.*“ (2 Kor 7, 2ff.)

Er sieht sich wie ein Vater bzw. eine Mutter gegenüber den Gläubigen (1 Thess 2,11 ; 2,7) und beschreibt sie als seine Kinder in Christus (1 Kor 3,1). Auch gegenüber der Gemeinde von Philippi zeigt Paulus eine sehr enge Verbundenheit. Diese Gemeinde gilt in der exegetischen Forschung sogar als seine Lieblingsgemeinde.⁶

Der persönlichste Brief des Heiligen Paulus ist zweifellos der Philemonbrief. Hier schreibt Paulus von seiner Beziehung zu dem ehemaligen Sklaven Onesimus, gegenüber dem er väterliche Gefühle hegt und den er als sein eigenes Herz betrachtet (Phlm 12). Paulus zeigt sich in seinem Umgang mit den Schwestern und Brüdern von einer echten Herzlichkeit (1 Thess 2,6-12; 3,6-8; Gal 4,18-20; 2 Kor 11,2), die geistlich und menschlich zugleich ist.⁷

Paulus betrachtet seinen Dienst als Herzensangelegenheit. Es ist ihm selbstverständlich, dass er mit all seinen Kräften und seinem ganzen Herzen in den Dienst an den ihm Anvertrauten genommen ist. Er versteht sein apostolisches Amt nicht als Beruf, sondern als Leben und man spürt immer wieder, wie er bis in seine innersten Gefühle von seinem Dienst in Anspruch genommen wird

Von ihm her dürfen wir uns die Frage stellen, wie persönlich unser Dienst an den Menschen ist, wie sehr wir uns emotional involvieren lassen. Sind wir bereit, den Menschen Vater zu werden und sie ins Herz zu schließen? Müsste nicht in allen Strukturen und Organisationsformen von Kirche sichtbar werden, dass Seelsor-

⁶ Vgl. Sabine Bieberstein, *Philippi*, 2. Siehe auch: Rudolf Pesch, Paulus und seine Lieblingsgemeinde. Drei Briefe an die Heiligen von Philippi, Freiburg 1985.

⁷ Vgl. Norbert Baumert, *Freiheit*, 100.

ge und Verkündigung zutiefst Herzensangelegenheit ist? Wenn kirchlicher Betrieb die Herzen nicht mehr erreicht, dann wird er womöglich nichts Wesentliches mehr ausrichten können. Seelsorge ist Herzensangelegenheit.

Paulus hat an seinen Gemeinden auch gelitten, er hat sich tief betreffen lassen, von Ablehnung und Zustimmung. In allem hat er eine echte Bindung zu den ihm Anvertrauten gespürt. Seine Gemeinden sind ihm auch ein gutes Stück zum Schicksal geworden, für das er sich aufgerieben hat.

Hier legt Paulus ein deutliches Maß für den apostolischen Dienst vor. Es ist ein Dienst, der unter dem Anspruch steht, die Menschen ins Herz zu schließen aus dem tiefen Gefühl der Verantwortung ihnen gegenüber, einer Verantwortung, die auch dort nicht zu Ende ist, wo Ablehnung, Verletzung und Enttäuschung erfahren werden. Das Leiden am Auftrag Gottes, das Leiden an den Menschen, zu denen man gesandt ist, gehört nach dem Vorbild des Paulus unabdingbar zum apostolischen Dienst dazu. Von etwas anderem auszugehen, wäre eher Schwärmerei und unrealistisch. Eines sollte dabei nicht übersehen werden: diejenigen Menschen, an denen ich gelitten habe und leide, sind mir oft die nächsten. Tiefe Beziehungen setzen bisweilen einen Weg des Leidens aneinander voraus. Eine menschliche Beziehung, die das Leiden aneinander nicht kennt, ist möglicherweise keine reife und gewachsene Beziehung.

Paulus hat das Leiden, das andere Menschen ihm zugefügt haben, oft geduldig ertragen, auch wenn das nicht leicht für ihn war. In 1 Kor 9,12 gibt er den Grund an, der ihn dazu bewegt und befähigt hat: „*Vielmehr ertragen wir alles, um dem Evangelium Christi kein Hindernis in den Weg zu legen.*“

Paulus, der Mit-Mensch

Paulus spricht an keiner Stelle in seinen Briefen von seiner Familie, von Eltern, Geschwistern oder Verwandten. Lediglich aus der Apostelgeschichte erfahren wir, dass er wohl in Jerusalem eine Schwester und einen Neffen hatte (Apg 23,16).⁸

Wir wissen allerdings, dass Paulus nicht verheiratet war, sondern bewusst - anders als die übrigen Apostel - auf Ehe und Familie verzichtet hat. Als Grund dafür gibt er an, dem Herrn ungeteilt dienen zu wollen.

Paulus verschweigt nicht, dass die ehelose Lebensform eine große Herausforderung für ihn ist und dass es bisweilen ein echter Kraftakt sein kann, enthaltsam und keusch zu leben. In 1 Kor 9,27 schreibt er im Blick auf das enthaltsame Leben: „*Ich züchtige und unterwerfe meinen Leib, damit ich nicht anderen predige und selbst verworfen werde.*“ Paulus hat seinen eigenen Leib bisweilen auch als widerständig erfahren. Er wusste, dass der Leib mit seinen Begierden zu einem echten Hemmnis der Beziehung zu Jesus werden kann, einfach dadurch, dass er uns vom Herrn wegzieht, auf uns selbst zurückwirft und uns zum Sklaven unserer Wünsche macht, jener Leidenschaften, die zutiefst unfrei machen und uns in Abhängigkeiten

⁸ Vgl. Joachim Gnllka, *Paulus*, 292.

und Fixierungen führen können. Paulus kannte das alles aus eigener zum Teil leidvoller Erfahrung. Er kannte ganz offensichtlich die vitalen Kräfte des menschlichen Leibes und er hat ihre Ambivalenz deutlich erkannt und ins Wort gebracht. Er kannte das Gesetz der „*Glieder des Leibes*“ welches mit dem „*Gesetz der Vernunft im Streit liegt*“. Er kennt das Gefühl, von den Gliedern „beherrscht“ zu werden. Paulus weiß, dass der Mensch von Mächten bestimmt wird, die Gewalt über ihn haben.⁹ Und so ruft er aus: „*Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich aus diesem dem Tod verfallenen Leib erretten?*“ (Röm 7,24).

Dem heiligen Paulus wird zu Unrecht Leibfeindlichkeit nachgesagt. Es ist doch geradezu auffällig, wie ehrlich er von seiner leiblichen Verfasstheit spricht, wie offen er über seine inneren Bewegungen Auskunft gibt und wie konkret und nachvollziehbar er dabei wird. Wir merken: Er spricht von etwas, das wir alle aus eigener Erfahrung gut kennen. Wenn er in Röm 7 vor den Begierden des Leibes warnt, dann tut er das nicht aus der Haltung der Leibfeindlichkeit heraus, sondern weil er die Dynamik kennt, die mit den vitalen Kräften des Leibes verbunden ist und weil er sehr genau weiß, wie schnell sich diese Dynamik in eine Bewegung vom Herrn weg verwandeln kann, die den Menschen von sich selbst entfremdet und in Leid und Unglück stürzt.

Es wäre leichtfertig, diese sehr realistische Einschätzung des heiligen Paulus zu verwerfen. Vielmehr gilt es, sie ernst zu nehmen und zu beachten. Die ehelose Lebensform als keusche Enthaltensamkeit um des Himmelreiches willen ist für Paulus *der Weg* in eine besonders intensive Christusbeziehung. Dieser Weg kann nur von dem gegangen werden, der Christus den ersten und ungeteilten Platz im eigenen Leben einräumt und der jene Kräfte entschieden zurück zu weisen versucht, die sich in die Beziehung zu Jesus störend einschleichen wollen. Solche Kräfte können ja sehr vielfältig sein. Es sind durchaus nicht nur die Begierden des Leibes, es können auch andere Begierden sein. Mit Begierden meine ich Fixierungen, die unsere Aufmerksamkeit binden und dazu führen, dass wir nicht mehr den Herrn im Blick haben, sondern anderes.

Dies abzuwehren, hat nichts mit Weltfremdheit und Lebensfeindlichkeit zu tun, sondern mit Christus-Entschiedenheit bzw. mit der Bereitschaft, dem eigenen Leben eine klare Priorität zu geben und sich nicht zum Spielball der eigenen Emotionen, Begierden und Leidenschaften machen zu lassen.

Diesen Weg kann niemand allein aus eigener Kraft gehen, sondern in der Kraft der Gnade Gottes. Diese Gnade Gottes ist wirksam. Sie wirkt aber nicht ohne uns, sie ersetzt unseren freien Willen nicht, sie macht unsere Entschiedenheit nicht überflüssig, sondern sie hilft uns auf einen Weg, den wir dann aber selber gehen müssen.

Wir dürfen die Rede des Apostels Paulus von der Gnade nicht als theologischen „Weichspüler“ verstehen, nach dem Motto: „Wir leben einfach mal drauflos, die Gnade Gottes macht es dann schon.“ Solche „billige“ Gnade meint Paulus nicht.

⁹ Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 70. Vgl. auch Norbert Baumert, *Freiheit*, 98.

Die Gnade dispensiert uns nicht von jener Haltung der Aufrichtigkeit und Lauterkeit, von der Paulus in 2 Kor 1,12 spricht. Wir müssen der Gnade Gottes auch Raum geben, indem wir uns mit aller Entschiedenheit und Anstrengung immer wieder neu auf den Weg Gottes stellen und wachsam sind, gegenüber allen Kräften, die uns von diesem Weg abbringen wollen.

Gradmesser für den Weg Gottes sind Aufrichtigkeit, Lauterkeit, Ehrlichkeit und ein reines Gewissen, alles Dinge, die mit unserem freien Willen zusammenhängen und die nicht einfach nur Gaben der göttlichen Gnade sind. Wo immer Aufrichtigkeit, Lauterkeit, Ehrlichkeit und unser Gewissen sich melden, da klopft die Gnade Gottes an unsere Tür und möchte eingelassen werden.

Wir haben die ehelose Lebensform des heiligen Paulus unter dem Punkt „Paulus, der Mitmensch“ besprochen. Damit wird deutlich, dass die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen nicht so sehr Ausdruck einer Individualisierung, sondern vielmehr einer Communalisierung der Existenz des Menschen ist. Paulus hat in dieser Lebensform Vater seiner Gemeinden werden können. Aber er hat diese Lebensform auch genutzt, um sich in vielfältiger Weise mit anderen Menschen zu verbinden.

Paulus ist kein in sich abgeschlossener Mensch gewesen. Vielmehr hat er die Nähe anderer Menschen gesucht, war bereit, alles zu teilen und hatte eine hohe Kultur der Zusammenarbeit mit anderen entwickelt. Sein Ziel war es, in den Gemeinden vor Ort Charismen zu entdecken, sie zu fördern und so die Gemeinden von innen her stark zu machen, damit sie auf eigenen Beinen stehen und sich weiterentwickeln konnten.¹⁰ Paulus konnte sich in großer innerer Freiheit auf seine Mitmenschen einlassen. Diese Freiheit, die aus seiner Bindung an Gott stammte, bewahrte ihn davor, sich in falscher Weise anzupassen. Innerlich frei konnte er allen alles werden. (1 Kor 9,1.19-23)¹¹

Paulus war im wahrsten Sinne des Wortes ein „teamworker“, zudem war er fähig zu echter und tiefer Freundschaft. Es war nicht sein Ziel, autoritär aus der Gemeinschaft der Glaubenden hervor zu ragen, sondern er hat sich fest eingefügt verstanden in den Kreis der Mitarbeiter, die ihm Brüder und Schwestern waren.¹² Das 16. Kapitel des Römerbriefes ist ein Zeugnis der außerordentlichen Freundschaftsfähigkeit des Paulus. Paulus besaß das Charisma, Mitarbeiter zu gewinnen, um seine Gemeinden aufbauen zu können. Dies tat er dadurch, dass er jeden einzelnen persönlich ansprach. Seine Missionsmethode war die des direkten Kontaktes

¹⁰ Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 67.

¹¹ Vgl. Norbert Baumert, *Freiheit*, 99.

¹² Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 74. Vgl. auch Sabine Bieberstein, *Philippi*, 7f. Immer wieder taucht in den paulinischen Briefen der Begriff „*synergos*“ auf. Hiermit werden Menschen bezeichnet, die gemeinsam mit Paulus in der Verkündigung gearbeitet und sich in ähnlicher Weise wie er um eine Gemeinde verdient gemacht haben. Solche Menschen sind durchaus Verantwortungsträger in den Gemeinden gewesen, die schon von Paulus selbst mit dem Titel „*episkopos*“ oder „*diakonos*“ versehen wurden. Es gibt also in den paulinischen Gemeinden bereits eine Ämterstruktur. Vgl. Phil 1,1.

zum Einzelnen. Zudem hatte Paulus ein klares Leitungsverständnis. Im Team beanspruchte er die Führung, die ihm auch zugestanden wurde.¹³

Alle diese Punkte sind auch Erfordernisse eines heutigen apostolischen Dienstes. Ohne die Entwicklung einer echten Kultur des Zusammenarbeitens werden wir die kommenden Herausforderungen kaum meistern können. Zudem wird Seelsorge heute mehr und mehr zu missionarischem Handeln werden müssen. Die Ansprache des Einzelnen, die Gewinnung von Mitarbeitern für den Aufbau von Gemeinden, die dann ihr Leben selbst gestalten müssen, da sie keinen Priester mehr vor Ort haben, ist dringend nötig. Wenn wir also pastorale Strategien suchen, dürfen wir auf das Handeln des heiligen Paulus schauen und uns von seinem missionarischen Dienst inspirieren lassen.

Paulus, der Weltbürger

Paulus war ein Mensch, der zugleich in mehreren Milieus und Kulturen beheimatet war. Von seiner Herkunft her war er ein Stadtmensch, geboren in Tarsus, einer bedeutenden Stadt der Antike. Tarsus und Jerusalem waren die Städte seiner Jugend, Damaskus, Antiochia, Ephesus und die Städte Griechenlands waren die Orte seiner missionarischen Tätigkeit. In Rom ist er gestorben. Seine Sprache ist die eines Stadtmenschen, im Gegensatz zu Jesus, der eher die Sprache eines naturverbundenen Landmenschen spricht.

Paulus war Jude und blieb es auch als Christ. Von Geburt an war er Bürger Roms. Von seiner Bildung her war er Hellenist. Als Weltbürger stellt er sich dem Dialog mit allen Menschen. Der 1. Korintherbrief gibt Aufschluss darüber:

„Den Juden bin ich ein Jude geworden, um Juden zu gewinnen; denen, die unter dem Gesetz stehen, bin ich ... einer unter dem Gesetz geworden, um die zu gewinnen, die unter dem Gesetz stehen. Den Gesetzlosen war ich ... ein Gesetzloser ... um die Gesetzlosen zu gewinnen. Den Schwachen wurde ich ein Schwacher, um die Schwachen zu gewinnen. Allen bin ich alles geworden, um auf jeden Fall einige zu retten.“ (1 Kor 9,20ff.).

Paulus kannte keine Angst vor Interkulturalität und Pluralität. Er hat sich nicht zurückgezogen in ein geschlossenes Milieu. Vielmehr hat er sich in den Wind der öffentlichen Auseinandersetzungen gestellt und hat auch den Dialog mit den Wissenschaftlern seiner Zeit nicht gescheut. In der Apostelgeschichte lesen wir, dass Paulus sich allen Autoritäten seiner Zeit gestellt hat: den Philosophen Athens und den Mitgliedern des griechischen Areopags (17,16f.), dem römischen Oberst (22,22ff.), dem Hohen Rat der Juden (23,1-11), dem römischen Statthalter Felix (24,1-27), König Herodes Agrippa II. (25,13-26,32), den Autoritäten der Stadt Rom (28,16ff.). Er war offen für die unterschiedlichsten Denkrichtungen, hat den Schritt in verschiedenste Milieus gewagt und hatte keine Berührungsängste. In der Haltung einer gewissen Großmut konnte er alle Dinge für rein erklären (Röm 14,20).

¹³ Vgl. Joachim Gnllka, *Paulus*, 294.

Paulus hat sich nicht abgeschottet, vor nichts und niemandem. Er ist dem Pluralismus seiner Zeit nicht mit Fundamentalismus begegnet, sondern konnte sich offen dem Dialog stellen.¹⁴ Dies tat er von einer klaren Position aus: dem Glauben an Jesus Christus. Christus ist für ihn das Maß all seines Denkens. Mit Christus geht er all die Fragen an, die ihm gestellt werden. Von Christus her gibt er seine Antworten. So, wie er es in 1 Kor 2,2 ausdrückt: „*Ich hatte mich entschlossen, bei euch nichts zu wissen außer Jesus Christus, und zwar als den Gekreuzigten.*“

Diese Priorität ist für Paulus wichtig. Er stellt sich nicht unter den Anspruch ein Experte in den Fragen der Weisheit dieser Welt zu sein. (Siehe 1 Kor 2,1: „*Als ich zu euch kam, Brüder, kam ich nicht, um glänzende Reden oder gelehrte Weisheit vorzutragen, sondern um euch das Zeugnis Gottes zu verkündigen.*“) Paulus lebt aus der Bibel und meidet die Philosophie. Philosophische Zitate sind bei ihm nicht nachzuweisen. Es sei denn einige geflügelte Worte, die er zitiert. Paulus will allein Christus kennen. Das ist seine Weisheit. Und von dieser Grundlage her stellt er sich jedem Dialog. Er schämt sich Christi nicht und nimmt es in Kauf, um Jesu willen als Schwätzer zu gelten oder links liegen gelassen zu werden. (Apg 17,16ff.)

Gerade hierin kann er uns Vorbild sein. Im Pluralismus heutiger Meinungen müssen wir nicht die sein, die überall gescheit mitreden können. Wir müssen nicht Experten in den Fragen der Welt sein. Wir müssen uns nicht schämen, wenn wir den Dialog mit den großen Philosophen nicht führen können. Das konnte Paulus auch nicht. Aber er kannte Jesus Christus und hat ihn ins Gespräch gebracht. Das ist unsere Aufgabe: Christus ins Gespräch bringen, von ihm zu reden, seine Frohe Botschaft aufscheinen zu lassen vor dem Hintergrund der Fragen unserer Zeit.

Wir dürfen uns Jesu nicht schämen, sondern müssen ihn der Welt anbieten. Das erwartet man von uns. Von einem Priester erwartet man, dass er Experte in der Sache Jesu ist, nicht Finanzexperte, nicht Politiker, nicht Gentechniker o.Ä.. Aber von Jesus her können und müssen wir dann Stellung beziehen zu all diesen Fragen die heute wichtig sind. Natürlich sollen wir nicht so reden wie Erweckungsprediger, deren Ausführungen bisweilen eher naiv wirken, aber wir sollen doch

¹⁴ Interessant ist in diesem Zusammenhang einmal der Blick in die Situation der Gemeinde von Philippi, die ja die erste europäische Christengemeinde ist, die Paulus gegründet hat. Das antike Philippi war eine außerordentlich pluralistische Stadt. Hier ist Paulus einer Vielzahl religiöser und weltanschaulicher Auffassungen begegnet und hat sich ihnen gestellt. Es ist spannend, auf diesem Hintergrund den Philipperbrief zu lesen. Vgl. hierzu: Peter Pilhofer, Philippi zur Zeit des Paulus – eine Ortsbegehung. In: Bibel und Kirche 64 (2009) 11- 17. Desweiteren: Peter Hofmann, Paulus über die Erkenntnis Jesu Christi – Phil 3,7-10. In: Bibel und Liturgie 81 (2008) 278-281; Sabine Bieberstein, Der Brief des Paulus nach Philippi. Eine vielschichtige Kommunikation mit einer vielleicht doch nicht ganz idealen Lieblingsgemeinde. In: Bibel und Kirche 64 (2009) 2-9 sowie: Rainer Kampling, Das Lied vom Weg Jesu, des Herrn. Eine Annäherung an Phil 2,6-11. In: Bibel und Kirche 64 (2009) 18-22, 21. Eine ähnliche Situation bot die Stadt Korinth. Siehe hierzu: Franz Annen, „Alles geschehe so, dass es aufbaut“ (1 Kor 14,26). Paulus und die *Gottesdienstpraxis* in Korinth. In: Bibel und Liturgie 81 (2008) 171-180, 171f.

deutlich machen, woran wir glauben, nach dem Wort im 1. Petrusbrief: „*Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.*“ (1 Petr. 3,15)

Wir sind zur Verkündigung der Person Jesu berufen, sollen Zeugen des Auferstandenen sein. Gewiss, wer dies tut begibt sich in die Gefahr, dass es ihm ergeht wie Paulus, als ihn der Areopag stehen lies mit der Bemerkung, „*dazu wollen wir dich ein andermal hören.*“

Es gibt die Gefahr, auf den Pluralismus mit Rückzug zu antworten, um dann aus Angst in Fundamentalismus abzugleiten. Mission aber heißt, sich dem Pluralismus offen stellen, ohne Angst aber von einer klaren Position aus, die Jesus Christus heißt und seine Frohe Botschaft.

Als Christen dürfen wir wie Paulus Weltbürger sein, d.h. Menschen, die mitreden, die sich einmischen und zu Wort melden. Aber nicht mit selbst gemachten Weisheiten, sondern mit der Botschaft Jesu, die uns erfasst hat.

Paulus, der *homo religiosus*

Der Gottesglaube ist die eigentliche Mitte des Menschseins des heiligen Paulus. Gott ist ihm der Grund seiner Existenz, zugleich aber auch höchste Leidenschaft. Man kann Paulus wohl nur von dieser Mitte her verstehen, die in seiner Gottesbeziehung besteht, welche durch die Begegnung mit Jesus entscheidend vertieft wurde.¹⁵ Er sieht seine Berufung allein in Gott begründet und versteht seinen apostolischen Dienst als „Instrumentarium des göttlichen Heilswillens“.¹⁶ Paulus versteht sein Wirken ganz theo- bzw. christozentrisch. Hierin darf das Geheimnis seiner Wirkung vermutet werden und nicht etwa in selbstgemachten, umstürzlerischen bzw. die junge Kirche revolutionierenden Plänen.¹⁷ Paulus weiß sich auf all seinen Wegen von Gott geführt und von dieser Erfahrung her überlässt er Gott die Bestimmung seiner Wege. Die Frage nach dem Willen Gottes ist für ihn der Motor seiner Bestrebungen. So schreibt er in 1 Thess 3,11: „*Gott, unser Vater, und Jesus, unser Herr, mögen unsere Schritte zu euch lenken.*“ Das aufmerksame Hören auf den Willen Gottes ist für ihn unabdingbarer Bestandteil seiner Pläne. So schreibt er in 1 Kor 16,7: „*Ich möchte euch diesmal nicht nur auf der Durchreise sehen; ich hoffe, einige Zeit bei euch bleiben zu können, wenn der Herr es zulässt.*“

Die erste Frage, die Paulus nach seinem Bekehrungserlebnis vor Damaskus stellt lautet: „*Was soll ich tun?*“ (Apg 22,10). Dies scheint die erste und wichtigste Frage für den apostolischen und priesterlichen Dienst zu sein. Wenn der Priester Instrument in der Hand Gottes zum Heil der Menschen ist, dann geht es nicht ohne diese Frage und die Offenheit, sich immer neu von Gott her die Antwort geben zu

¹⁵ Vgl. Norbert Baumert, Paulus – *Freiheit* im Heiligen Geist. In: Stimmen der Zeit 2 (2009), 97-108, 97.

¹⁶ Robert Vorholt, *Priester*, 69.

¹⁷ Vgl. Norbert Baumert, *Freiheit*, 97.

lassen. Paulus hört vor Damaskus die Antwort Jesu auf diese Frage: „... es wird dir alles gesagt werden, was du nach Gottes Willen tun sollst.“ (Apg 22,10)¹⁸

Der Glaube, dass der gute Wille Gottes über seinem Leben steht lässt Paulus zu einer Haltung der Gelassenheit finden, die er in Röm 8, 28 zum Ausdruck bringt, wenn er schreibt: „Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt, bei denen, die nach seinem ewigen Plan berufen sind.“ Paulus kennt ein regelrechtes Geborgensein in Gottes Heilsplan. Das gibt ihm Kraft und das lässt ihn all die Strapazen und Leiden überstehen, die menschlich gesehen eine hoffnungslose Überforderung sind. Hier hat auch sein Verständnis von Freiheit seinen Platz. Das befreiende Handeln Gottes versteht Paulus so, dass Gott uns in seine schützende Beziehung hinein nimmt. In diesem Raum kann der Mensch dann wirklich frei sein. Frei von der Sünde kann er sich hier entfalten, zu sich selbst finden und heil werden. Paulus definiert Freiheit ganz grundlegend von der Bindung an Gott her. Garant dieser Freiheit ist der Heilige Geist, der „in uns wohnt“ (Röm 8,9) und dessen Führung und vor aller Ver-Führung bewahrt.¹⁹ Für Paulus war klar: „Die Rettung der Menschheit geht vom Heiligen Geist aus, und wer dazu beitragen möchte, muss von da her sein Handeln bestimmen lassen.“²⁰

Je mehr sich Paulus dem Willen Gottes überlässt, desto mehr versteht er, dass sein apostolischer Dienst das Handeln Gottes selber ist. In der Diakonia des Apostels realisiert sich Gottes rettendes Werk an den Menschen.²¹ Hier äußert sich der entscheidende Anspruch an den priesterlichen Dienst, nämlich: ganz transparent zu werden auf Gottes eigenes Handeln, Instrument und Brücke für dieses Handeln zu werden, bis in die Person hinein durchlässig zu sein, für Gottes gnadenhaftes Wirken.

Paulus ist zudem ein großer Beter. In jedem seiner Briefe spricht er von seinem Beten. Das Gebet ist für ihn ein geradezu unverzichtbares Mittel seiner Seelsorge. Auffällig ist, dass sein Gebet sehr häufig die Gestalt der Fürbitte aufweist. Er betet geradezu unablässig für seine Gemeinden und hat betend ständig deren Bedürfnisse vor Augen.²²

¹⁸ Siehe hierzu auch: Henri Caffarel, Weil du Gott bist. Hinführung zum inneren Gebet, Freiburg 2000, 78. Bemerkenswert sind für unseren Zusammenhang die gesamten Ausführungen von 75-85.

¹⁹ Vgl. Norbert Baumert, *Freiheit*, 98f.

²⁰ Norbert Baumert, *Freiheit*, 100.

²¹ Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 72.

²² In diesem Zusammenhang ist interessant, dass Paulus im Bezug auf das Gebet eine eher nüchterne und sachliche Einstellung hatte. Er fragt hier sehr stark nach dem, was die Gemeinde aufbaut und gibt von diesem Prinzip her auch deutliche Anweisungen für das gemeinsame gottesdienstliche Beten. Dieses muss von Würde, Sachlichkeit und Ordnung geprägt sein, soll einladend und verständlich sein, keine unnützen Schranken aufbauen und alle Beteiligten einbeziehen. Vgl. hierzu den gesamten Beitrag von Franz Annen, *Gottesdienstpraxis*, besonders aber die von ihm herausgearbeiteten Prinzipien auf S. 178.

Das erste, was Paulus also für seine Gemeinden tut, ist, für sie zu beten, ihre Anliegen und Sorgen vor Gott zu tragen. Dieses Beten lässt ihn aus der Ferne ganz innig mit seinen Gemeinden verbunden sein. Paulus weiß, dass alles apostolische Wirken vergebens ist, wenn Gott nicht das Gedeihen schenkt. Deshalb ist ihm das Gebet so wichtig. In 1 Kor 3,6ff. schreibt er deshalb: *„Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, Gott aber lässt wachsen. So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen lässt. ...Denn wir sind Gottes Mitarbeiter; ihr seid Gottes Ackerfeld, Gottes Bau.“* Wenn die Gemeinde Gottes Ackerfeld und Gottes Bau ist, dann ist in der Tat das Gebet zu Gott *das* entscheidende Instrument der Seelsorge.

Priester und Diakone versprechen bei ihrer Weihe das Breviergebet als Gebet für die Gläubigen und für die ganze Welt täglich treu zu verrichten. Der Gedanke, dass dieses Beten der erste Schritt der Seelsorge ist und zugleich das eigentliche Fundament liegt manchmal fern. Nicht selten verdrängt der seelsorgliche Einsatz das Gebet. Hier kann das Vorbild des heiligen Paulus sehr hilfreich sein. Der Gedanke, dass die Gemeinde zunächst und vor allem Gottes Ackerfeld ist und dass wir letztlich und vor allem Brücken für das Handeln Gottes an den Menschen schlagen sollen, lässt das Gebet in seiner ganzen Dringlichkeit und Notwendigkeit erscheinen.

Gerade dort, wo wir nichts mehr für die Gemeinden tun können, dort, wo unsere Kräfte nicht mehr ausreichen, um allen Ansprüchen zu genügen, dort wo Konflikte und Auseinandersetzungen uns aufzureiben drohen, ist der Schritt zurück ins Gebet geboten. Im Beten können wir unsere Gemeinden auch loslassen auf das Wirken Gottes hin, damit Gott auch zum Zuge kommen kann und nicht durch menschlichen Aktionismus verstellt wird.

Paulus, der Leidensmann

In fast allen seinen Briefen kommt Paulus auf die Entbehrungen, Demütigungen und Leiden zu sprechen, die mit seinem apostolischen Dienst verbunden waren. In 2 Kor 11,23ff. führt er aus: *„Ich ertrug Mühsal, war im Gefängnis, wurde geschlagen, war oft in Todesgefahr. Fünfmal erhielt ich von den Juden die neununddreißig Hiebe; dreimal wurde ich ausgepeitscht, einmal gesteinigt, dreimal erlitt ich Schiffbruch, eine Nacht und einen Tag trieb ich auf hoher See.“*

In 1 Kor 4,9ff. gibt er ein weiteres Zeugnis seines Leidens: *„Ich glaube nämlich, Gott hat uns Apostel auf den letzten Platz gestellt, wie Todgeweihte; denn wir sind zum Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen. Wir stehen als Toren da um Christi willen, ... Wir sind schwach, ... wir sind verachtet. Bis zu Stunde hungern und dürsten wir, gehen in Lumpen, werden mit Fäusten geschlagen und sind heimatlos. Wir plagen uns ab und arbeiten mit eigenen Händen; wir werden beschimpft und segnen, wir werden verfolgt und halten dennoch stand; wir werden geschmäht und trösten. Wir sind sozusagen der Abschaum der Welt geworden, verstoßen von allen bis heute.“*

Diese Schilderungen lassen erahnen, wie sich Paulus manchmal gefühlt haben muss. Er hat seinen Dienst für die Frohe Botschaft mit einem hohen persönlichen Preis bezahlt, weit entfernt von Ansehen, Sicherheiten, Privilegien und Ehren. Er hat sich selbst als Knecht der Menschen um Jesu willen verstanden (2 Kor 4,5).

Paulus musste schmerzlich auch den Gegensatz zu den Gemeinden spüren, die er gegründet und geliebt hat. Auch in ihnen entwickelte sich ihm gegenüber Ablehnung und Verachtung. Das muss ihn besonders geschmerzt haben. (Siehe 1 Kor 4,10) Besonders im Blick auf die Gemeinde von Korinth war Paulus bisweilen großen Problemen und Spannungen ausgesetzt, die ihn sehr belastet und an die Grenze des für ihn Erträglichen geführt haben.²³

Paulus hat nicht nur den Gekreuzigten verkündet, sondern er ist selber zum Gekreuzigten geworden. Seine Nachfolge Jesu hat ihn auch auf den Leidensweg geführt, den Jesus gehen musste. Und er ist diesen Leidensweg konsequent gegangen. Vielleicht hat er auf diesem Weg Jesus erst wirklich erkannt. Paulus spricht davon, dass er sich gegen all das aufgelehnt und den Herrn angefleht hat, diese Lasten von ihm zu nehmen. Er ist nicht der stoische Asket gewesen, der alles leicht genommen hätte. Er erzählt, dass ihm in dieser Situation der Herr selber erschienen ist mit den Worten: „*Meine Gnade genügt dir; denn sie erweist ihre Kraft in der Schwachheit.*“ (2 Kor 12,9). Diese Erfahrung hat Paulus ganz intensiv an Jesus gebunden. Er durfte seine Ohnmacht als Ort der Christus-Erfahrung erleben. Wahrscheinlich gehört dies zum Tiefsten, was Paulus erlebt hat. Seine Leidensexistenz begreift er als die entscheidende Form der Christusrepräsentanz. Die Erbärmlichkeit seines Lebens beginnt er mehr und mehr als „Christi Wohlgeruch“ zu verstehen, der „Leben verheißt“ (2 Kor 2, 15f.).²⁴

So schreibt er dann in 2 Kor 4, 8ff: „*Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben und finden doch noch Raum; wir wissen weder aus noch ein und verzweifeln dennoch nicht; wir werden gehetzt und sind doch nicht verlassen; wir werden niedergestreckt und doch nicht vernichtet. Wohin wir kommen, immer tragen wir*

²³ Vgl. Franz Annen, *Gottesdienstpraxis*, 172: „Die Korintherbriefe zeugen von vielen Problemen im Zusammenleben: Da gibt es starke Polarisierungen zwischen Parteien, die sich auf Paulus, Apollos, Kephas oder auf Christus berufen (1 Kor 1,11-12), sexuelle Verirrungen bis hin zu Inzest (5,1-13), Prozesse gegeneinander vor heidnischen Richtern (6,1-11). Die Probleme im Gottesdienst, sowohl beim Herrenmahl (11,17-34) wie beim Wortgottesdienst (14,1-32), sind so groß, dass Paulus eingreifen muss. Auch schwerwiegende Glaubensprobleme fehlen nicht: Die einen nehmen das Kreuz Christi zu wenig ernst (1 Kor 1-2), die anderen leugnen seine Auferstehung (1 Kor 15). Alles in allem ist die Situation der Korinther Christen in einer reichen und lebendigen Großstadt mit einer multikulturellen und permissiven Gesellschaft nicht weit entfernt von der Situation heutiger Großstadt-Pfarreien. Auch einige der inneren Probleme der korinthischen Ortskirche kommen uns merkwürdig vertraut vor: Polarisierungen ideologischer Art, Glaubensschwierigkeiten, soziale und kulturelle Gegensätze – ähnlich wie bei uns heute!“

²⁴ Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 69.

das Todesleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar wird. ... Darum werden wir nicht müde; wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, der innere wird Tag für Tag erneuert.“

Diese Gewissheit des Geborgenseins im Herrn in allen Leiden lässt er in die Aussage münden: „*Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt.*“ (Phil 4,12)

Paulus versteht das Evangelium ganz wesentlich als das „*Wort vom Kreuz*“ (2 Kor 2,2). Der Vollzug seines Dienstes steht damit grundsätzlich unter der Bereitschaft, das Kreuz auf sich zu nehmen. Prahlerei, Selbstruhm oder Überheblichkeit sind deshalb für diesen Dienst ebenso unangebracht wie das Streben nach Glanz, Macht und Autorität. Apostolischer Dienst darf niemals machthungrig, sondern muss stets dienstorientiert sein.²⁵ Paulus verzichtet ganz konsequent auf Selbstruhm und Geltungssucht. Er ist bereit, sein Leben gering zu achten und in die Waagschale zu werfen, um Christus zu dienen.²⁶

Wir sehen an Paulus, dass die Nachfolge Jesu kein *officium gloriae* ist. Je intensiver sie wird, je näher wir Jesus kommen, je tiefer wir ihn kennen lernen, desto intensiver werden wir womöglich auch das Kreuz zu spüren bekommen. Dieses aber kann im Blick auf Paulus auch für uns zu einem Ort echter Christus-Erfahrung werden. Nachfolge schließt die Bereitschaft zum Kreuz ein. Jesu Jünger sein, heißt das Kreuz nicht abzuwerfen versuchen, sondern die Worte Jesu anzunehmen, der auch uns zu verstehen gibt, dass seine Gnade genügt, die ihre Kraft in unserer Schwachheit und Ohnmacht erweist.

Die geistliche Reflexion dieses Zusammenhangs lässt uns wohl immer mehr verstummen, weil man das hier Erlebte nicht zerreden darf. Wirkliche Demut hat dort ihren Ort, wo man im Blick auf das Kreuz lernt, sich nicht mehr zu beklagen, nicht mehr auf das eigene Wohlergehen zu pochen, sondern hinzunehmen, was der Dienst Christi an Folgen und Konsequenzen für uns bereithält. Wer dabei entdeckt, dass dies der eigentliche Weg zu Jesus ist, der wird auch die Kraft spüren, alles zu ertragen in dem, der uns Kraft gibt.

Paulus, der Theologe

Paulus als Theologen zu würdigen, wäre ein Unterfangen, das an dieser Stelle den Rahmen bei weitem sprengen würde. Zu umfangreich sind seine theologischen Einsichten, als dass sie hier dargestellt werden könnten. Deshalb beschränken wir uns auf die Wahrnehmung seiner „*theologischen Methode*“ und auf den Versuch, den roten Faden seines Denkens zu erfassen.

Paulus hat keine systematische Theologie hinterlassen. Er hat keine Bücher geschrieben und keine Abhandlungen verfasst. Die Theologie des Paulus liegt uns einzig und allein in Briefform vor. Das ist etwas Besonderes. Pauli Theologie ist eine dialogische Theologie, die ihren „*Sitz im Leben*“ mitten im Leben, Fragen, Den-

²⁵ Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 74.

²⁶ Vgl. Robert Vorholt, *Priester*, 79.

ken und Streiten seiner Gemeinden hat. Das gelebte Leben in seiner Breite ist der Ansatz des theologischen Nachdenkens und Ringens des heiligen Paulus. So ist seine Theologie im wahrsten Sinne des Wortes „kontextuell“, d.h. an den Lebenskontexten der Menschen seiner Zeit orientiert. Deswegen muss man, um Paulus zu verstehen, auch wissen worauf er in seine Briefen Antwort gibt und welchen Fragen er sich gegenüber sah. Man muss z.B. seine Gegner kennen, um das scharfe Profil seiner Aussagen zu ermessen.

Auch hier erweist sich Paulus als unser Vorbild. Theologie ist eigentlich nicht Selbstzweck. Sie ist nicht eine Wissenschaft unter vielen. Sie besteht vielmehr im Nach-Denken des Lebens vor dem Geheimnis Gottes und der Botschaft Jesu. Wahre Theologie stellt sich den Fragen der menschlichen Existenz in der ganzen Breite und Weite und versucht auf diese Fragen von Gott her eine Antwort zu geben. Sophistische Spitzfindigkeiten sind eher ein Missverständnis echter Theologie.

Wir können von Paulus lernen, zunächst einmal wahrzunehmen, was ist, uns der Gegenwart unserer Gemeinden zu stellen, mit all dem, was diese Gegenwart ausmacht, auch wenn es uns noch so banal und abwegig erscheint. Bevor wir dann zu reden beginnen, müssen wir diese Gegenwart erwägen, sie sorgsam durchdenken und fragen, wie wir sie von Gott her durchdringen und deuten können. Wir müssen hören und fragen, worauf Gott selber uns in den Bewegungen der Gegenwart aufmerksam machen will, die Zeichen der Zeit erkennen, das Wehen des Geistes spüren und auf diesem Hintergrund zu Erkenntnissen gelangen. So entsteht Theologie und so ist auch Paulus zum Theologen geworden.

Paulus ist es dann immer wieder gelungen, alles und jedes auf Christus zu beziehen und sozusagen mit den Augen Jesu die Wirklichkeit anzusehen. Deshalb ist der rote Faden seiner Theologie die Idee der Christusgemeinschaft, die er mit der immer wieder auftauchenden Wendung „*in-Christus-sein*“ zum Ausdruck gebracht hat. Pauli theologische Verwurzelung ist die tiefe Einswerdung mit der Person Jesu gewesen. Deswegen darf man bei ihm auch von Christus-Mystik sprechen. Aus ihr hat Paulus sein Leben und seine Freiheit geschöpft.²⁷

In Phil 3,7-10 spricht Paulus über die Erkenntnis Jesus Christi:

„Doch was mir damals ein Gewinn war, das habe ich um Christi Willen als Verlust erkannt. Ja noch mehr: ich sehe alles als Verlust an, weil die Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, alles übertrifft. Seinetwegen habe ich alles aufgegeben und halte es für Unrat, um Christus zu gewinnen und in ihm zu sein. Nicht meine eigene Gerechtigkeit suche ich, die aus dem Gesetz hervorgeht, sondern jene, die durch den Glauben an Christus kommt, die Gerechtigkeit, die Gott aufgrund des Glaubens schenkt. Christus will ich erkennen und die Macht seiner Auferstehung und die Gemeinschaft mit seinen Leiden; sein Tod soll mich prägen.“

In diesem Text wird deutlich, wie zentral die Beziehung zu Jesus im Leben des Paulus war. Sie wird zur alles dominierenden Größe. Diese Zeilen sind eine deutli-

²⁷ Vgl. Joachim Gnllka, *Paulus*, 297.

che Absage an alles, was nicht Christus ist.²⁸ Christus ist für Paulus der, der ihn von dem Zwang befreit, aus eigenen Kräften selig werden zu müssen. Paulus versteht, dass Glaube letztlich bedeutet, sich ganz und gar Christus zu übereignen und nicht der Versuchung zu erliegen, sich durch eigene Vollkommenheitsbestrebungen das Himmelreich verdienen zu können. Für Paulus ist die lebendige Beziehung zu Jesus gleichbedeutend mit der Erkenntnis des einzigartigen Gottes. Gott trägt für ihn das Gesicht Jesu.²⁹

Ohne diese Verwurzelung in der Person Jesu ist Christ-Sein schlechterdings unmöglich. Christ-sein bedeutet von seinem Anspruch her eigentlich nichts weniger als selber Christus zu werden, im Einssein mit dem Vater und in der Liebe zu allen Menschen.

„*Der Mensch Paulus als Vorbild priesterlicher Existenz*“ – so lautet das Thema unserer Überlegungen. Vielleicht ist deutlich geworden, dass der Blick auf den Heiligen Paulus nicht etwa nur ein Blick zurück ist in längst vergangene Zeiten der Kirchengeschichte, sondern in gewisser Weise ein echter Blick in die Zukunft, insofern wir an Paulus vieles lernen können, was uns helfen wird, die Herausforderungen der Kirche heute zu bestehen.

²⁸ Vgl. Peter Hofmann, Paulus über die *Erkenntnis* Jesus Christi. In: *Bibel und Liturgie* 81 (2008) 278-281, 279.

²⁹ Vgl. Peter Hofmann, *Erkenntnis*, 279f.

BERNHARD SCHMID

„UNMÖGLICH KÖNNEN WIR SCHWEIGEN ÜBER DAS, WAS WIR GESEHEN UND GEHÖRT HABEN“ (APG 4,20)

PASTORAL FÜR HEUTE IN DER SPUR JOSEF KENTENICHS



Der Autor: Bernhard J. Schmid, geb. 1968, Priesterweihe 1998, Pfarrer in Eislingen/Fils in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Mitglied des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester.

Das von Papst Benedikt ausgerufenen Priesterjahr gibt neu Anlass nachzudenken, was Wesen und Aufgabe des priesterlichen Dienstes ist. Insbesondere stellt sich die Frage, welche Aspekte heute für die Situation der Kirche und des Glaubens eine besondere Bedeutung haben.¹ Viele Umbrüche kennzeichnen die gegenwärtige Situation in unseren Breiten: Mehr und mehr Priester sind für mehrere Gemeinden zuständig, Seelsorgeeinheiten oder Pfarreiengemeinschaften wurden gebildet. Die Veränderungen der Strukturen lassen auch verstärkt die Frage in den Vordergrund treten, wie eine Pastoral für heute aussehen muss. Dabei geht es dann nicht mehr nur um die Priester, diese Frage stellt sich allen in der Seelsorge Tätigen, sie stellt sich für unsere Gemeinden und Gemeinschaften und für die Kirche als ganze.

Prophetische Pastoral

Es lohnt sich in diesem Zusammenhang nachzuforschen, welche Akzentsetzungen der Gründer der Schönstattbewegung, P. Josef Kentenich, vornimmt. Sein Priesterbild hat vielfältige Facetten.² Lohnend ist es vor allem, die prophetischen Aspekte aufzuzeigen, die J. Kentenich als zentral für den Dienst des Priesters sieht, in ihnen steckt eine zukunftsweisende Kraft. Diese sind bei ihm in erster Linie durch seine eigene Erfahrung als Priester in der Begegnung mit vielen Einzelnen und Gruppen gewachsen und gereift. Er macht deutlich, von welchen anderen Priestertypen er den prophetischen Priester abgrenzt: „*Wohl nimmt seit Jahrzehnten der prophetische Priestertyp im Gegensatz zum verbürgerlichten und beamteten Typ in meinen Sprachschatz und in meiner privaten und öffentlichen Tätigkeit einen brei-*

¹ Vgl. Benedikt XVI., Schreiben zum Beginn des Priesterjahres anlässlich des 150. Jahrestages des „Dies Natalis“ von Johannes Maria Vianney, Rom 2009. Eine aktuelle Auseinandersetzung dazu findet sich dazu bei Johannes Röser, Der Priester von heute, in: Christ in der Gegenwart, Nr. 39, 2009, 427f.

² Vgl. Peter Wolf (Hrsg.), Berufen – geweiht – gesandt. Ausgewählte Texte von P. Josef Kentenich über das Priestertum, Vallendar-Schönstatt 2009.

ten Spielraum ein.³ Zuvor hat er schon für sich selber konkretisiert, was er unter prophetisch versteht: „Für mich persönlich ist der Vorsehungsglaube mit seinem göttlichen Spürsinn und seiner übernatürlichen Instinktsicherheit von Anfang an die Luft gewesen, in der ich gelebt und gewirkt und aus der ich Zusammenhänge gesehen und Entscheidungen getroffen habe.“⁴ Auf das Priesterbild angewandt bedeutet das: „Der vorsehungsgläubige Priester ist der Priester, der ständig die Zweisamkeit mit dem Gott des Lebens sucht.“⁵ Er ist ein „hellsichtiger Priester, ein tief-sichtiger, weitsichtiger. Er hat Erkenntnisquellen, die andere nicht haben. Er ist wie ein Spökenkieker⁶, die Dinge sehen, die andere nicht sehen. [...] Praktisch heißt das, er lebt aus der Wahrheit: Gar nichts kommt von ungefähr, von Gottes Güte kommt alles her. [...] Er weiß sich verknüpft mit Gottes großem Weltenplan.“⁷ J. Kentenich geht es um den „praktischen Vorsehungsglauben“: „Das Zentrale daran ist: Gott spricht zu mir durch die Verhältnisse. Darum muss ich Zeichendeuter werden. [...] Nach dem Worte Jesu ist nicht bloß der Einzelne, sondern beim Einzelnen jede kleinste Kleinigkeit Ausfluss des Weisheits-, Liebes- und Allmachtsplanes.“⁸ Das bündelt sich für J. Kentenich in dem Wort: „Den Gott meines Lebens muss ich sehen und suchen.“⁹

Diese Sicht- und Lebensweise hat der prophetische Priester weiterzugeben an die ihm anvertrauten Menschen: „Welche Bestimmung hat er? Die Menschen – nicht nur den einen oder andern, sondern alle Menschen ohne Ausnahme – dazu zu erziehen, dass sie ihr Grundverhältnis zum lebendigen Gott tiefer erfassen, innerlich bejahen und praktisch leben.“¹⁰ Dieser Gedanke stellt m. E., sowohl eine zukunftsweisende Grundlage für eine theologische Umschreibung des priesterlichen Dienstes dar, als auch ist er ein Ausgangspunkt für eine Pastoral für unsere Zeit. Dies ist sehr verwandt mit dem, was Karl Rahner 1961 in einem Vortrag sagt: „Der Priester von heute ist in besonderem Maß der Individualapostel im Massenzeitalter [...] In diesem Massenzeitalter muss dann der Priester viel mehr als früher der Mystagoge der personalen Frömmigkeit sein.“¹¹ Diese Ausrichtung auf den „Gott des Lebens“, genauer gesagt auf den „Gott meines Lebens“, entsteht nicht

³ J. Kentenich, Brief 1958, zitiert nach: Peter Wolf, Berufen – geweiht – gesandt, 65.

⁴ Ebd. 64.

⁵ J. Kentenich, Priesterexerzitien 1951, zitiert nach: Peter Wolf, Berufen – geweiht – gesandt, 71.

⁶ Als Spökenkieker werden im westfälischen und niederdeutschen Sprachraum Menschen mit „zweitem Gesicht“ bezeichnet. Spökenkiekern wird die Fähigkeit nachgesagt, in die Zukunft blicken zu können.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., 68.

⁹ Ebd., 70.

¹⁰ J. Kentenich, Primizpredigt 1963, in: ders., Aus den Menschen – für die Menschen. Predigten über das Priestertum, bearb. von Andreas Brath, Vallendar-Schönstatt² 1991, 50.

¹¹ Karl Rahner, Der Priester von heute, hrsg. von Andreas Batlogg u. Albert Raffelt, Freiburg 2009, 16 bzw. 19.

von allein, sie braucht Entwicklung, Pflege und Übung: „Jetzt *muss ich darin leben, denn ich brauche eine Gewandtheit. Diese Frömmigkeit will jetzt von uns neu eingeübt werden.*“¹²

Dem Gott des Lebens auf der Spur

Das ist eine große Aufgabe. Seit vielen Jahrzehnten suchen Priester, pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in dieser Spur J. Kentenichs Pastoral zu entwickeln. Viele Erfahrungen wurden von einzelnen gemacht, z. T. auch in den Priestergemeinschaften und in Kreisen der pastoral Tätigen in Schönstatt reflektiert und weiterentwickelt. Ein wichtiger Meilenstein dabei waren die Pastorkongresse der letzten Jahre und das daraus hervorgegangene Projekt „Spurensuche“ (vgl. die Internetseiten unter www.spurensuche.de). Nun scheint mir, dass das Vorhaben, auf dem Hintergrund der Spiritualität Schönstatts einen pastoralen Ansatz zu entwickeln, der ein zukunftsweisender Beitrag für die Gemeinden und Gemeinschaften und für Kirche als Ganzes ist, einen neuen „Wachstumsring“ bekommen hat. Die spannende Frage dabei ist, wie die Impulse, die J. Kentenich in die von ihm gegründete Schönstattbewegung hineingegeben hat, auch für weitere Kreise der Kirche heute fruchtbar gemacht werden können.

Dazu hat sich ein „Grundkurs Kentenich-Pastoral“ zusammengefunden, der sich in der Art eines „Pilotprojektes“ auf den Weg gemacht hat, über ein Jahr hinweg gemeinschaftlich mit einem pastoralen Ansatz in der Spur J. Kentenichs zu experimentieren und dies zu reflektieren. Im Lauf des Kurses zeigte sich mehr und mehr, welch großes Potenzial in den Gedanken und Erfahrungen des Gründers der Schönstatt-Bewegung für die Pastoral heute steckt. Die Vorgehensweise war durch und durch prozessorientiert. Dies entspricht der Grundannahme, dass der Gott des Lebens begleitet und führt. Viele äußere und innere Faktoren haben eine Dynamik entstehen lassen, die vorher niemand so absehen konnte.¹³ So wurde allen Teilnehmern deutlich, dass dieser Pastoral-Weg auch nach Abschluss des „Pilotkurses“ weitergeht. Zentrales Anliegen war und ist, die pastorale Arbeit, in der jeder der Teilnehmer an seinem Ort steht, zu beseelen und mit einer zukunftsgerichteten Perspektive anzugehen.

Bald wurde deutlich, dass der „praktische Vorsehungsglaube“, wie ihn J. Kentenich entwickelt hat, das zentrale Leitmotiv für den Kurs wurde. Genau hier setzte die Arbeit im Kurs an: Wie lässt sich die Hinwendung zum „*Gott des Lebens*“ konkretisieren? Wie kann die „*Gewandtheit*“ in der Deutung der Zeichen wachsen, von

¹² J. Kentenich, *Priesterexerzitien 1951*, zitiert nach Peter Wolf, *Berufen – geweiht – gesandt*, 70.

¹³ An dieser Stelle sind insbesondere die Impulse zu nennen, die die Auseinandersetzung mit dem Völkerapostel im Paulusjahr brachte. Ein weiterer Faktor waren Kontakte mit Erzbischof Robert Zollitsch in Freiburg, der als Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz in einen schöpferischen Dialog mit dem Kurs eingetreten ist.

der J. Kentenich spricht? Wie üben wir das „Erfassen“, „Bejahen“ und „Praktisch-leben“ ein?

„Pastorale Schriftrolle“ und „Wachstumsfeld“

Als äußerst hilfreiches Medium hat sich da die „Pastorale Schriftrolle“ erwiesen. Sie knüpft an die Heilige Schrift selber an – die ja bis heute im Judentum für den Gottesdienst auf Schriftrollen festgehalten ist. Dieses Bild trägt bereits im Kern das in sich, was J. Kentenich vorschwebte: In der Heiligen Schrift schlägt sich die Geschichte Gottes mit seinem Volk nieder. Heute gilt es, den Menschen nahezubringen, dass die Heilsgeschichte nicht mit der letzten Seite der Bibel endet, sondern Gott führt sie fort und konkretisiert sie auf jeden einzelnen Menschen, auf seine Lebensgeschichte hin, ebenso auf die Geschichte von Gemeinden und Gruppen. Gott schreibt mit uns auch heute seine Heilsgeschichte weiter – in dem, was geschieht, hier und jetzt. Die Schriftrolle ist eine ständige Einladung – zumindest in kleinen Ausschnitten – etwas von dieser Geschichte festzuhalten.

Dies kann ganz einfach durch Eintragungen auf der Rolle geschehen: Stichworte, Symbole, Bilder – vieles kann auf der Rolle Platz finden. Immer geht es jedoch darum, v. a. die konkrete Gegenwart im Auge zu behalten. Was geschieht? Die erste Ebene ist die Realität und die vielen kleinen, möglichst konkreten „Realitäten“. Ziel ist es, mehr und mehr zu lernen, hinter diese „Realitäten“ zu schauen. Ignatius von Loyola sagt dazu „*Gott umarmt uns mit der Wirklichkeit.*“ Es geht darum, die Dinge „durch zu erleben“, „*bis zu dem Punkt, an dem sie aus Gott hervorströmen*“¹⁴, wie Alfred Delp einmal formuliert. J. Kentenich drückt dies so aus: „*Der Vorsehungsglaube weiß alles zurückzustrafen auf die gütige, weise und allmächtige Hand Gottes. [...] Wir wollen überall den lieben Gott im Glauben sehen lernen, ihn als Erstursache hinter der Zeitursache in allem entdecken. Das muss wie ein roter Faden sein.*“¹⁵ Die Aufzeichnung von konkreten Ereignissen auf einer Schriftrolle ermöglicht nun tatsächlich, sichtbar einen „roten Faden“ zwischen den Ereignissen zu ziehen. Dies scheint mir eine wichtige Weiterentwicklung der „Spurensuche“ zu sein, wie sie in Schönstatt und darüber hinaus vielfach praktiziert wird. Nicht mehr nur einzelne Ereignisse, die unverbunden nebeneinander stehen, können mit Gott in Verbindung gebracht werden. Beim Fortschreiben der Schriftrolle zeigt sich mehr und mehr ein Zusammenhang: Linien, Fäden, Beziehungen, Entwicklungen können

¹⁴ Alfred Delp SJ, 17. Nov. 1944: „*Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt uns dies gleichsam entgegen. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen. Wir erleben sie nicht durch bis zu dem Punkt, an dem sie aus Gott hervorströmen. Das gilt für das Schöne wie für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern und fragt und will die Anbetende, liebende Antwort. Die Kunst und der Auftrag ist nur dieser, aus all diesen Einsichten und Gnaden dauerndes Bewusstsein und dauernde Haltung zu machen, bzw. werden zu lassen....*“

¹⁵ Ebd., 69.

sichtbar gemacht werden. Was sonst so schwer zu fassen ist und in der ständigen Gefahr ist, schnell wieder als momentaner Eindruck zwischen den Fingern zu zerfallen, wird durch dieses Medium ein Stück sichtbarer, greifbarer. Auf der Schriftrolle tritt mir die konkrete Heilsgeschichte im Hier und Jetzt entgegen und bleibt nicht einfach ein gedankliches Konstrukt oder ein vages Gefühl, das sich u. U. auch schnell wieder verflüchtigen kann. Zudem wird durch die Entwicklung, durch das sichtbar machen des roten Fadens, mehr und mehr ein „Pfeil nach vorne“ erkennbar: Wenn das die Spur ist, auf der wir bisher geführt wurden, dann gibt das auch eine Richtung an in die Zukunft – wohin Gott uns führen will. Darin erweist sich die prophetische Kraft dieser Grundhaltung und dieser Vorgehensweise: Aus der jüngsten Geschichte wird im Hier und Jetzt eine Wegweisung für die Schritte in die Zukunft.

Das Einüben dieser Ausrichtung auf den „Gott des Lebens“ kann im pastoralen Geschehen nur in zwei Schritten geschehen: Zunächst geht es darum, dass der Seelsorger versucht, sich selber und seine pastorale Arbeit im Licht Gottes zu sehen. In einem zweiten Schritt geht es darum, diese Grundhaltung mehr und mehr an alle im pastoralen Umfeld weiterzuvermitteln. Hilfreich hat sich da der Blick des pastoral Tätigen auf ein „pastorales Wachstumsfeld“ erwiesen. Damit ist der Fokus auf einen ausgewählten Bereich der eigenen pastoralen Arbeit gemeint. Es ist sozusagen ein besonderes „Beobachtungs-, Lern- und Übungsfeld“. Es macht das Ganze überschaubarer, um nicht der Gefahr zu erliegen, „vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen“. Zugleich legt schon der Begriff „Wachstumsfeld“ einen ressourcen- und wachstumsorientierten Ansatz nahe (im Gegensatz zu defizitorientierten Blickweisen). Auf einer persönlichen pastoralen Schriftrolle kann der Seelsorger Ereignisse festhalten, Zusammenhängen nachspüren und nach den Spuren Gottes fragen. Dies erweist sich als eigene geistliche Übung, die bewirkt, die Vorgänge und Aufgaben mehr und mehr im Licht Gottes zu sehen. In einem zweiten Schritt sind nun jedoch auch schon Schriftrollen, die von Gruppen in Gemeinden geführt wurden, entstanden. Es hat sich gezeigt, dass sich das Medium der Schriftrolle ebenso für die Arbeit mit Gruppen im Sinn einer gemeinsamen „Spurensuche“ eignet.

Im Folgenden möchte ich einige konkrete Erfahrungen weitergeben, die gezeigt haben, dass die Inhalte und Methoden des „Grundkurses Kentenich-Pastoral“ fruchtbar werden können in der konkreten pastoralen Arbeit vor Ort in der Gemeinde. Darin sollen einige Aspekte aufleuchten, was „Pastoral in der Spur Josef Kentenichs“ bedeuten kann. Dies ist gewiss keine vollständige Übersicht, vielmehr sind es einfach ein paar Blitzlichter, die nur ansatzweise andeuten, in welche Richtung eine solche pastorale Grundhaltung führen kann.

Mit Gott rechnen – heute!

Gott schreibt mit uns Heilsgeschichte weiter – heute! In den großen und auch in den kleinen Ereignissen ist er am Werk. Es gilt seiner Liebe, manches Mal auch

seinen „Zumutungen“ auf die Spur zu kommen. Dabei wird das „Heute“ zur entscheidenden Zeit. Kardinal Christoph Schönborn hat dies anlässlich des Prozesses „Apostelgeschichte 2010“ der Erzdiözese Wien (der von seinem Ansatz viele Parallelen mit dem Idee der „Schriftrolle“ hat - nämlich „Heilige Schrift“ als Geschichte der Kirche heute weiterzuschreiben¹⁶) in einem Statement hervorgehoben: *„Ja sagen zu unserer Zeit, zum Heute, in der wir leben. Gott liebt diese Zeit, die Menschen heute. Mein täglicher Lieblingspsalm ist der Ps 95 (am Tagesbeginn): ‚Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet euer Herz nicht...‘ Und dieses Lieblingswort meiner Lieblingsheiligen, Thérèse v. Lisieux: ‚Pour t'aimer je n'ai que aujourd'hui' (um dich zu lieben habe ich nur heute). Lassen wir die Nostalgie: [...] Wir leben heute. Sehen wir mit Jesu Augen diese Zeit. Lieben wir sie im Heute Jesu!‘¹⁷“*

Nach den ersten Erfahrungen mit meiner eigenen „Pastoralen Schriftrolle“, mit der ich seit Beginn des „Grundkurses Kantenich-Pastoral“ versuche, die Spuren Gottes in meiner Arbeit festzuhalten, ergab sich die Möglichkeit, mit einem meiner Kirchengemeinderäte bei einer Klausurtagung eine Schriftrolle für den Kirchengemeinderat und die Gemeinde zu beginnen. Seitdem hat sich im Gremium das kleine Ritual entwickelt, am Beginn jeder Sitzung nach dem gemeinsamen Gebet um den Hl. Geist, die Rolle zu öffnen und so für ein paar Minuten in eine gemeinsame Spurensuche einzusteigen: Was nehmen wir in unserer Gemeinde in den letzten Tagen und Wochen wahr? Welche Ereignisse und Vorgänge kommen uns in den Sinn? Schon allein das ist ein wichtiger Vorgang. Ich merke, wie dieses Ritual die Wahrnehmung schärft und verhindert, einfach über die Ereignisse und Begebenheiten hinwegzugehen. Zunächst geht es einfach darum, die Realität und die „Realitäten“ wahrzunehmen und zu benennen – konkret im Hier und Jetzt. Da werden große und kleine Ereignisse des Lebens in der Gemeinde genannt: Ein gelungenes Gemeindefest, eine Begegnung mit dem Kirchengemeinderat der anderen Gemeinde in der Seelsorgeeinheit...

Das Ziel ist es, die einzelnen Begebenheiten im Licht Gottes, als seine Spur und Führung zu sehen. Ich spüre jedoch auch, dass dieser Überstieg für viele nicht einfach ist. Daher braucht es meiner Erfahrung nach Zwischenschritte: Einer ist, zum einfachen Benennen des Ereignisses, die emotionale Ebene hinzuzunehmen. Dabei kann die Frage hilfreich sein: Was ist der „Geschmack“ in diesem Ereignis? So wird deutlich, dass es nicht darum geht, eine nüchterne „Pfarrchronik“ zu schreiben, die die Ereignisse aneinander reiht. Sondern es geht darum, bewusst die subjektive Seite, die „Seelenstimmen“ mit herein zu holen: Welchen Klang stößt das Ereignis in meinem Herzen an? Freude.. Ernsthaftigkeit... Trauer...? Wir halten diese Ereignisse und was wir damit verbinden in kurzen Stichworten auf der Schriftrolle fest, manchmal kommt vielleicht auch ein kleines Bild, eine kleine Skizze hinzu. Die Schriftrolle ermöglicht Verbindungen und Entwicklungen darzustellen: Das

¹⁶ Vgl. die Internetseiten unter www.apg2010.at.

¹⁷ Kardinal Christoph Schönborn bei der ersten Diözesanversammlung des Prozesses APG 2010, s. unter: www.apg2010.at/apg2010/0/articles/2009/10/22/a3437/.

ist die Fortsetzung von dem... Das hat mit jenem zu tun... Durch einen oder auch mehrere „rote Fäden“ (die auch andere Farben haben können) wird das dargestellt. Z. B.: Da entwickelt sich etwas in der Vernetzung mit der anderen Gemeinde in der Seelsorgeeinheit (was bis vor kurzem noch nicht so denkbar war)...

Der letzte Schritt ist der schwerste: In den Ereignissen das Wirken Gottes auszumachen und es zu benennen. Bislang ist das selten explizit geschehen. Das zeigt mir: Für viele ist diese Denkweise ungewohnt, ja, ich habe den Eindruck, sie rührt an ein Tabu unserer Zeit: Über so etwas spricht man nicht – wie sollte man auch, diesen Gott einfach mitten unter uns im Heute „dingfest“ machen? Drängen führt hier m. E. keinesfalls weiter. Da gilt es, die Erfurcht zu wahren und – Geduld, viel Geduld zu haben. Das hindert mich jedoch nicht, den Gedanken immer wieder einzubringen: Ich glaube, dass Gott etwas mit uns vorhat und dass er uns durch die konkreten Ereignisse führt. Ich erhoffe mir, dass diese Aussage mehr und mehr ein Nachdenken und Nachspüren entfaltet. Gelegentlich ist es dann an mir als Seelsorger, für den einen oder anderen Vorgang oder Zusammenhang eine Deutung anzubieten. Hilfreich ist es jedoch, über die Sprache hinaus nach anderen Formen und Zeichen zu suchen, auf den „Unfassbaren“ mitten unter uns hinzuweisen. Wenn mehr Zeit ist und der äußere Rahmen das ermöglicht, dann ist es möglich, die Einzelnen einzuladen, auf die ausgelegte Schriftrolle an die Stelle ein Licht zu stellen, an der Gott für den Einzelnen mit am Werk war. Wer will, kann etwas dazu sagen, wer nicht will, für den spricht das Licht selbst. Aus der Schriftrolle wird so ein sichtbarer Weg Gottes mit uns: sein Licht leuchtet immer wieder auf diesem Weg, an manchen Stellen „brennt der Dornbusch“, der Geist Gottes hat da und dort seine Flamme hineingegeben... Als Seelsorger sehe ich das als eine Möglichkeit, Menschen dazu zu helfen, *„ihr Grundverhältnis zum lebendigen Gott tiefer zu erfassen, innerlich zu bejahen und praktisch zu leben“* (J. Kentenich) und als Seelsorger zum Mystagogen einer persönlichen Frömmigkeit zu werden, der *„dem Menschen in der Gnade Gottes den Mut macht, sich und sein Leben in das unbegreifliche Geheimnis hineinzubergen und zu glauben, dass dieses Geheimnis Liebe ist.“*¹⁸ Dies führt dahin: *„Wir können im Letzten dem Menschen nur sagen: Knie mit mir zusammen nieder und bete den unbegreiflichen Gott an und glaube, dass er die ewige Liebe ist.“*¹⁹ (Karl Rahner)

Die geöffneten Türen entdecken

Bei dieser Spurensuche ist in unseren Gemeinden das Bild der geöffneten Tür prägend geworden. Gott führt uns, indem er uns immer wieder Türen öffnet. J. Kentenich hat im Anschluss an Paulus das „Gesetz der geöffneten Tür“ entwickelt.²⁰

¹⁸ Karl Rahner, *Der Priester von heute*, 28.

¹⁹ Ebd., 29.

²⁰ J. Kentenich, *Vortrag für Familien*, Milwaukee, USA, 1953; zitiert nach Peter Wolf (Hrsg.), *In der Schule des Apostels Paulus. Ausgewählte Texte von P. J. Kentenich*,

Paulus wie J. Kantenich waren von einer großen Vision erfüllt. Wie diese konkret umzusetzen ist, entwickelten beide jedoch nicht „am grünen Tisch“, sondern sie ließen sich von Gott selbst in den jeweiligen Gegebenheiten immer wieder neu den Weg zeigen. Wenn sich eine Tür öffnet, eine Gelegenheit sich auftut, dann ist dies ein Wink Gottes: Hier geht es weiter! Manchmal verschließt der Geist Gottes auch Türen, dann öffnet er an anderen Stellen welche.²¹ Wenn Gott uns hier im Moment etwas verschließt, dann will er vielleicht unsere Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Im Bild von verschlossenen Türen bleiben auch die Realitäten nicht ausgeklammert, an denen sich gerade nichts bewegt, auch das kann ehrlich benannt werden. Es gilt, sich dann aber wieder den offenen Türen zuzuwenden. Das Bild der geöffneten Tür hat sich in der Arbeit mit der Schriftrolle in der Gemeinde bewährt. Ein zentraler Fokus bei der Frage ‚Was nehmen wir gerade wahr in der Gemeinde?‘ ist: ‚Wo stehen gerade Türen offen, wo tun sich gerade welche auf?‘ Hilfreich dazu sind auch Fotos von verschiedenen geöffneten Türen, die mit konkreten Ereignissen und Gegebenheiten verknüpft werden können. Das Bild von der geöffneten Tür ist ein positives, nach vorne weisendes Bild. Es bewahrt davor, ständig gegen Gegebenheiten anzurennen, die im Moment nicht veränderbar sind. Der Fokus wird dadurch auf die Stellen im Gemeindeleben gelenkt, an denen Bewegung und Leben möglich ist: Da gibt es nach manchen Konflikten eine Einladung des Kirchengemeinderates der anderen Gemeinde... Da entwickelt sich aus zwei halblebigen Chören ein gemeinsamer Kirchenchor aus beiden Gemeinden ohne Konkurrenzdenken... Dort bietet jemand unerwartet seine Mitarbeit in einem bestimmten Feld an... Da entsteht gerade ein interessantes Projekt in ökumenischer Zusammenarbeit...

Der Spur der geöffneten Türen zu folgen unterscheidet sich von der sonst vielfach in kirchlichen Kreisen üblichen Vorgehensweise in der Arbeit mit Visionen, die oft nach dem Muster abläuft: Entwicklung von großen Visionen – Erarbeitung von Schritten, wie diese Vision erreicht werden kann – Versuch der Umsetzung - ... und dann oft die Enttäuschung, dass die Schritte nicht zur Vision führen. Die Visionen sind wichtig, doch die Suche nach den hier und jetzt geöffneten Türen lässt zu, die konkrete Umsetzung entlang der Realität zu entwickeln und - sie lässt Gott Raum, zu führen und die richtigen Schritte immer neu zu zeigen. Auch die pastorale Arbeit steht – bei allem guten Willen, bei allem Sprechen von Gott, bei großem professionellen Bemühen – selbst in der Gefahr, zu einer Methode „etsi deus non daretur“ – „als ob es Gott nicht gäbe“ - zu werden.²² Dem wirkt die Suche nach den geöffneten

Vallendar-Schönstatt 2008, 41: *„Was heißt das: Gesetz der geöffneten Tür? Der liebe Gott öffnet ein Türchen und lädt mich ein, durch diese Tür hindurchzugehen. Und dann gehe ich hindurch.“*

²¹ Vgl. Apg 16,6-10, 2 Kor 2,12, 1 Kor 16,7ff, Kol 4,2

²² Vgl. Erzbischof Robert Zollitsch in seinem Vortrag an die südwestdt. Ordensprovinz der Ritter vom Hl. Grab, Freiburg 13. Sept. 2008: *„Wir bemühen uns selbstverständlich nach Kräften, die neue Situation zu bewältigen und zu gestalten. Dabei dürfen wir nicht selber*

Türen entgegen, sie lässt Gott selbst sozusagen eine Tür offen, nimmt seine Mitwirkung wahr und lässt seinen Einfluss bewusst zu.

Auf der Suche nach den „Lydias“

In der Apostelgeschichte geht Paulus durch die Tür, die ihm Gott in einer Vision gezeigt hat. Er wagt den Schritt auf einen neuen Kontinent (Apg 16). Dort begegnet er Lydia, eine Ppurhändlerin, die zur ersten Christin Europas wird. Von ihr heißt es: „Sie war eine Gottesfürchtige, und der Herr öffnete ihr das Herz...“ Unter den vielen Menschen auf die Paulus auf dem neuen, ihm noch völlig unbekanntem Kontinent trifft, ist eine, die offen und ansprechbar für seine Botschaft ist. Sie öffnet ihr Haus und verhilft auch den anderen „ihres Hauses“ zum Glauben.²³

Mit der Suche nach den „Lydias“ von heute in unserem Umkreis wird das Bild von der geöffneten Tür ins Personale gewendet: Wo steht die Tür des Herzens offen? Wo öffnet Gott das Herz eines Menschen? Es geht darum, Ausschau zu halten nach Menschen, die offen sind, die Botschaft aufzunehmen. Wer reagiert auf diesen oder jenen Impuls? Wer nimmt ihn auf und führt ihn fort? Immer weniger ist es möglich, in der Verkündigung, Predigt, Katechese... alle gleichmäßig zu erreichen. Umso wichtiger scheint es mir, als Seelsorger bewusst auf die zu achten, die Impulse aufnehmen und weiterführen. Und eben auch damit zu rechnen, dass Gott das Herz des einen oder anderen öffnet. Vieles in Schönstatt ist so gewachsen. Viele Gedanken und Lebensströmungen waren lange in J. Kentenich schon da. Seine Vorgehensweise war sehr oft, Impulse zu geben, dann aber auch abzuwarten und zu schauen, wer darauf reagiert. Wenn das geschah, hat er dieses sich rege Leben aufgegriffen, verstärkt und mit anderem Leben verknüpft.

Eine Beispiel dazu: Seit einigen Monaten experimentieren wir im Kirchengemeinderat mit der Schriftrolle. In der österlichen Bußzeit nehme ich das Misereor-Hungertuch, das als zentrales Symbol auch eine Schriftrolle hat, zum Anlass, über die im Kirchengemeinderat entstandene Schriftrolle im Sonntagsgottesdienst zu predigen – ein einziger Impuls in die Öffentlichkeit der Gemeinde hinein. Einige Wochen später: Fronleichnam soll von beiden Gemeinden der Seelsorgeeinheit im Freien gefeiert werden. Ein Mann aus der Gemeinde, der nicht dem Kirchengemeinderat angehört (und somit nur ein einziges Mal von der Schriftrolle gehört hat), bietet sich an, für den Fronleichnamsgottesdienst eine Altarinsel zu gestalten. Kurz darauf bringt er mir einen Entwurf, der nicht nur den Apostel Paulus anlässlich des Paulusjahres integriert, sondern eine überdimensionale Schriftrolle fließt von oben

gottlos – „etsi deus non daretur“; als ob es Gott nicht gäbe – und damit wie ein Nichtgläubiger rein mechanistisch von Kirche und Welt sprechen und uns auch nicht dementsprechend verhalten.“

²³ Vgl. Erzbischof Robert Zollitsch, Fastenhirtenbrief 2009 – Damit der Glaube wächst. www.erzbistum-freiburg.de/fileadmin/gemeinsam/erzbischof/pdf/zollitsch-fastenhirtenbrief2009.pdf

herab über den Altar zu den Menschen. Was er mir dazu als seine Erläuterung schreibt, zeigt mir, dass er den Grundgedanken zutiefst erfasst und für sich persönlich, aber auch für die Situation in der Gemeinde angewandt hat: *„Ich darf heute auch meine eigene Apostelgeschichte schreiben und Gott schreibt sie mit, deshalb ist die Schriftrolle auf beiden Seiten bemalt. Gott begleitet mich, wenn ich mich für die Farbe der Liebe entscheide: in den goldenen Zeiten meines Lebens, wenn mir alles gelingt, wenn Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen. Aber auch dann, wenn ich mich für keine Farbe entscheiden kann: in den weißen leeren Zeiten, wenn ich enttäuscht und resigniert bin, wenn mir die Kräfte fehlen, den Pinsel in der Hand zu halten und die richtige Farbe auszusuchen, an den Wendepunkten meines Lebens und erst recht in den dunklen, schwarzen Zeiten der Resignation, des Schmerzes und des Todes. Gott schreibt auch mit uns; als Gemeinde, als Seelsorgeeinheit, auf unserer Schriftrolle mit. Ein goldener Streifen auf unserer Rolle ist dieser Gottesdienst, den wir heute das erste Mal gemeinsam feiern. Das alles, die Farben meines Lebens, alles was war und was kommen wird, die unbeschriebene Rolle, lege ich auf den Altar. Gott möge es segnen und Kraft geben zu jeder Zeit die richtige Farbe zu wählen.“*

Eine Spur „kentenischer Pastoral“ wird wohl zunehmend darin bestehen, nicht nur auf Funktionsträger, sondern vor allem auf Lebensträger zu schauen und zu setzen: Wer nimmt Leben auf, wer verstärkt es, wer gibt es an andere weiter? Aufgabe des Seelsorgers wird es sein, solche Lebensträger zu bestärken und für Vernetzung zu sorgen. Das wäre ein weiteres zentrales Stichwort der Kentenich-Pastoral: „Liebesbündnis-Strukturen“ nach allen Richtungen zu entwickeln. Es kann hier zunächst einmal nur genannt werden. Eine Ausfaltung dessen steht noch aus... Ich bin überzeugt, weitere Aspekte schönstättischer Spiritualität lassen sich ebenso in größeren Kreisen anwenden. Ein Beispiel dafür ist der „Krug“, den ich schon in vielfältigen Zusammenhängen einsetzen konnte. Auch das kann hier nur angedeutet werden. Dazu gehören auch die in Schönstatt gemachten Erfahrungen der Strömungs- und Bewegungspädagogik und viele andere wäre zu nennen. Es zeigt sich, dass in dem, was in Schönstatt gewachsen und entwickelt wurde, noch viele Schätze zu heben sind... Dazu braucht es jedoch einen intensiven, lebendigen und erfahrungsbezogenen Austausch derer, die mit „Kentenich-Pastoral“ experimentieren. Der Pilotkurs dazu hat gezeigt, wie anregend, schöpferisch und Leben weckend solch eine Vernetzung sein kann.

Unmöglich können wir schweigen

„Unmöglich können wir schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben!“ sagen Johannes und Petrus vor dem Hohen Rat. (Apg 4,20)²⁴ Dieses Wort ist

²⁴ Auch dieses Wort aus der Apostelgeschichte wird von Kardinal Christof Schönborn immer wieder in den Prozess APG 2010 eingebracht, der in seinem Ansatz viele inhaltliche Parallelen zum oben dargestellten Pastoralweg hat. Vgl. www.apg2010.at.

in vielfacher Hinsicht auf uns anwendbar: Wir können und dürfen nicht verschweigen, dass wir den „Gott des Lebens“ mitten unter uns heute als wirksam erleben. Wir dürfen nicht schweigen über das, was durch J. Kentenich an geistlichem Leben gewachsen ist. Wir dürfen nicht mit unseren Erfahrungen hinter dem Berg halten in einer Zeit, die nach neuen Wegen in der Pastoral fragt.

Inzwischen ist bereits ein weiterer Jahreskurs „Kentenich-Pastoral“ für das Jahr 2010/2011 in Verantwortung des Josef-Kentenich-Instituts²⁵ in Planung. Dieser soll offen ausgeschrieben werden für alle interessierten pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Wer begibt sich mit auf die spannende Suche nach der Pastoral in der Spur Josef Kentenichs? Es ist ein Weg, der sich lohnt.

²⁵ Informationen zum Josef-Kentenich-Institut unter: www.eo-bamberg.de/eob/dcms/sites/moriah/jki/index.html.

MANFRED GERWING
ZUR WÜRDE DER MENSCHLICHEN PERSON IM ZEUGNIS DER PASTORALKONSTITUTION „GAUDIUM ET SPES“



Der Autor: Manfred Gerwing, geb. 1954, Dr. phil., theol. habil., Professor für Dogmatik an der Theologischen Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt, Leiter des Instituts für Lehrerfortbildung in Mülheim a. R., verheiratet, drei Kinder.

Im Folgenden kommt es mir auf dreierlei an: Erstens soll dargelegt werden, was die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ zur Würde der menschlichen Person auszuführen weiß. Das Thema „Menschenwürde“ ist nach wie vor von höchster Aktualität und braucht gerade deswegen nicht eigens begründet zu werden.²⁶

Da die Diskussion um das Zweite Vatikanische Konzil in ihrer Genese einen bestimmten Hintergrund vorzuweisen hat – ich erinnere nur stichwortartig an die Auseinandersetzung mit dem Dekret der Kongregation für die Bischöfe vom 21. Januar 2009²⁷, mit dem die Exkommunikation von vier Oberhirten der Pius-Bruderschaft aufgehoben wurde, sowie an die Unterschriftenaktion mit dem Titel „Petition für eine uneingeschränkte Anerkennung des II. Vaticanum“²⁸ –, soll zweitens exemplifi-

²⁶ Sein und Sollen des Menschen. Zum göttlich-freien Konzept vom Menschen. Hrsg. von Christoph Böttigheimer, Norbert Fischer und Manfred Gerwing. Münster 2009, hier bes. 1–3, 7–10, 145–147, 299 f.; Kongregation für die Glaubenslehre: Dignitas personae. Instruktion über einige Fragen der Bioethik. Bonn 2008 (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 183).

²⁷ Dekret der Kongregation für die Bischöfe: Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen der Bruderschaft „St. Pius X.“ vom 21. Januar 2009. In: Schifferle, Alois: Die Pius-Bruderschaft. Informationen, Positionen, Perspektiven. Kevelaer 2009, 265 f.; http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cbishops/documents/rc_con_cbishops_doc_20090121_remissione-scomunica_ge.html.

²⁸ Petition „Für die uneingeschränkte Anerkennung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils“, gestartet am 29. Januar 2009 (Inhalt der Petition: http://www.petition-vaticanum2.org/pageID_7298971.html). Die Theologische Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt ging einen anderen Weg. Sie griff die in diesen letzten Januartagen 2009 aufgeworfenen Themen konstruktiv auf; deswegen führte sie im Sommersemester diesen hier dokumentierten Studientag durch. Zum Hintergrund der Frage um die Piusbruderschaft informativ die Monographie von Schifferle 2009, 282–315 (mit sämtlichen aktuellen Dokumenten); dazu auch Gerwing, Manfred: Erklärung zur Rücknahme der Exkommunikation. In: Schifferle 2009, 310 ff.; zahlreiche unterschiedliche Einschätzungen hingegen bietet der Sammelband: Der Papst im Kreuzfeu-

ziert werden, dass der jetzige Papst, vormals Joseph Ratzinger, als systematischer Theologe und Konzilsberater diese Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Würde der menschlichen Person durchaus kritisch beurteilt. Drittens möchte ich – abschließend – einige Bemerkungen zur Kritik vornehmen, zur Kritik Joseph Ratzingers am Konzilsdokument selbst. Was ist in diesem Kommentar zu erkennen? Womöglich das, was die Unterzeichner genannter Petition vermuten bzw. befürchten: die Tendenz, hinter das Zweite Vatikanische Konzil zurückzufallen?²⁹

Die Würde des Menschen als Thema der Pastoralconstitution

Die Genese der Textwerdung der Pastoralconstitution³⁰ ist lehrreich. Ich darf wenigstens kurz zunächst an ein eher äußeres Faktum erinnern: Niemals zuvor hat es in der Konzilsgeschichte der katholischen Kirche einen längeren Text gegeben. Dabei gab es vier Entwürfe, die innerhalb kürzester Zeit, nämlich zwischen Oktober und November 1965, komplett überarbeitet wurden. Von vornherein wählten die Konzilsväter nicht die dogmatische Lehrform, sondern den pastoral aufbauenden, ermunternden, ja geradezu werbenden Sprachstil. So konnten sie zwar viele Themen anreißen und auf neue Entwicklungen und Problemstellungen in Kirche und Welt aufmerksam machen, die den katholischen Glauben herausfordern. Sie vermochten es aber nicht, diese Themata mit jener kritischen Intensität zu bearbeiten, die der vom Glauben *informierten* und in Form (formal!) gebrachten Vernunft eigen ist.

Doch fragen wir konkret, was die Pastoralconstitution über die Würde des Menschen auszuführen weiß. Sie thematisiert dieses Thema in ihrem ersten Kapitel; und zwar in den Artikeln 12 – 18 und schließlich noch einmal in Artikel 22. Zweifel-

er. Zurück zu Pius oder das Konzil fortschreiben? Hrsg. von Til Galrev. Münster 2009 (= Theologie aktuell).

²⁹ Ratzinger, Joseph: Erster Hauptteil: Kommentar zum I. Kapitel (Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute [Constitutio pastoralis de Ecclesia in mundo huius temporis „Gaudium et spes“]). In: LThK. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, Teil III: Das Zweite Vatikanische Konzil. Konstitutionen, Dekrete und Erläuterungen, Lateinisch und Deutsch, Kommentare. Hrsg. von Heinrich S. Brechter, Bernhard Häring, Josef Höfer u.a.. Freiburg/Basel/Wien 1968, 313–354.

³⁰ Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute (Constitutio pastoralis de Ecclesia in mundo huius temporis). Lateinischer Text aus „Acta Apostolicae Sedis“ 58 (1966) 1025–1115. Deutsche Übersetzung besorgt im Auftrag der deutschen Bischöfe. In: LThK. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, Teil III: Das Zweite Vatikanische Konzil. Konstitutionen, Dekrete und Erläuterungen, Lateinisch und Deutsch, Kommentare. Hrsg. von Heinrich S. Brechter, Bernhard Häring, Josef Höfer u.a.. Freiburg/Basel/Wien 1968, 241–592.

los war dem gesamten Konzil dieses Thema besonders wichtig. Nicht zuletzt bildet es ja „die Basis der ganzen Erklärung über die Religionsfreiheit“.³¹

In Artikel 12 wird festgestellt, dass sich Gläubige wie Nichtgläubige über die exzeptionelle Stellung des Menschen einig sind, darin auch, dass, „alles auf Erden auf den Menschen als seinen Mittel- und Höhepunkt hinzuordnen“ sei.³² Doch, so wird weitergefragt: „Was ist [...] der Mensch?“³³ Auf diese Frage wurden und werden, wie es heißt, nicht nur im Verlauf der Menschheitsgeschichte, sondern auch in der Gegenwart höchst unterschiedliche, ja gegensätzliche Antworten gegeben. Oft werde der Mensch entweder zum „höchsten Maßstab“ von allem erklärt oder aber „bis zur Hoffnungslosigkeit“ abgewertet: mit der Folge, dass der Mensch über sich selbst „unschlüssig“ sei „und voll Angst“ stecke.³⁴ Aus diesen Nöten könne die Kirche einen Weg weisen und, „von der Offenbarung Gottes unterwiesen“, für die Menschen „eine Antwort geben, um so die wahre Verfassung des Menschen zu umreißen, und seine Schwäche zu erklären, zugleich aber auch die richtige Anerkennung seiner Würde und Berufung zu ermöglichen.“³⁵

Das Konzil selbst ist der Ansicht, eine doppelte Antwort auf die Frage nach dem Menschen geben zu dürfen:

Erstens: der Mensch ist „nach dem Bild Gottes“ geschaffen;

³¹ Kleines Konzilskompendium. Sämtliche Texte des Zweiten Vatikanums. Hrsg. von Karl Rahner und Heribert Vorgrimler. Freiburg/Basel/Wien ³²2006, 427; vgl. ebenfalls den Kommentar zu „Gaudium et spes“ von Hans-Joachim Sander. In: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil Bd. 4: Apostolicam actuositatem, Dignitatis humanae, Ad gentes, Presbyterorum ordinis, Gaudium et spes. Hrsg. von Peter Hünermann und Bernd Jochen Hilberath. Freiburg/Basel/Wien 2005, 583–886, bes. 827 ff.; grundlegend auch Hödl, Ludwig: Die Würde der menschlichen Person im Zeugnis der Pastoralkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils. In: Welt-Wissen und Gottes-Glaube in Geschichte und Gegenwart. FS für Ludwig Hödl. Hrsg. von Manfred Gerwing. St. Ottilien 1990, 171–189; Gerwing, Manfred: Der Mensch ein Geschöpf Gottes? Zum christlichen Menschenverständnis. In: Person, Menschenwürde, Menschenrechte im Disput. Hrsg. von Manfred Nicht und Armin Wildfeuer. Gewidmet Bischof Dr. Hubert Luthke zum 75. Geburtstag. Münster/Hamburg/London 2002, 155–174 (= Arbeitsbücher für Schule und Bildungsarbeit 5).

³² Pastorale Konstitution (1966), 317; vgl. dazu den Kommentar von Sander 2005, 729 f., der in der hier gestellten Frage nach dem Was des Menschen bereits eine Fokussierung auf „ein pastorales Problem“ sieht. „Die Frage nach dem, was der Mensch sei, wird [...] nicht allgemein behandelt, sondern als signifikante Frage für die Suche nach der Lebensgestaltung von Menschen erfasst. Es handelt sich hier um keine philosophische Frage, sondern um ein pastorales Problem.“ Sanders gesamter Kommentar, der sich immer wieder mit Ratzingers Kommentar auseinandersetzt, wirft viele Frage auf. Er wäre es wert, ebenfalls kritisch und kontrovers kommentiert zu werden.

³³ Pastorale Konstitution (1966), 317.

³⁴ Ebenda.

³⁵ Ebenda.

Zweitens: der Mensch ist ein gesellschaftliches Wesen; denn Gott habe den Menschen „als Mann und Frau geschaffen“ (Gen 1,27), „ihre Verbindung schafft die erste Form personaler Gemeinschaft. Der Mensch ist nämlich aus seiner innersten Natur ein gesellschaftliches Wesen; ohne Beziehung zu den anderen kann er weder leben noch seine Anlagen zur Entfaltung bringen.“³⁶

Artikel 13 spricht indes davon, dass der Mensch „von Anfang der Geschichte an“ seine gottgeschenkte Freiheit missbraucht und gesündigt habe. So sei der Mensch in sich selbst zwiespältig. Ja, der Mensch finde sich eingespannt in einem dramatischen Kampf „zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Finsternis.“³⁷ Mehr noch: Der Mensch erkenne seine Unfähigkeit, „aus sich selbst die Angriffe des Bösen wirksam zu bekämpfen, so dass ein jeder sich wie in Ketten gefesselt“ fühle und sich gehindert sehe, „seine Erfüllung zu erlangen.“³⁸

Sodann wird ab Artikel 14 auf die Leib-Seele-Geist-Einheit des Menschen Bezug genommen; zunächst auf die Leiblichkeit des Menschen³⁹ und sodann in den nächsten drei Artikeln auf seine trimorphe Geistigkeit: auf seine Vernunft (Art. 15)⁴⁰, auf seine Gewissensverantwortung (Art. 16)⁴¹ und auf seine Willensfreiheit (Art. 17)⁴².

Der Mensch ist „in Leib und Geist-Seele einer“, „Corpore et anima unus“, wie sogleich im ersten Satz des 14. Artikels betont wird. Dabei sei die Leiblichkeit des Menschen, sein „leibliches Leben“ (vita corporalis) „nicht gering“ zu achten; denn durch seine Leiblichkeit vereinige der Mensch „die Elemente der stofflichen Welt in sich: Durch ihn erreichen diese die Höhe ihrer Bestimmung und erheben ihre Stim-

³⁶ Ebenda 319.

³⁷ Ebenda 321.

³⁸ Ebenda.

³⁹ Ebenda 323–325.

⁴⁰ Ebenda 325–327: „(De dignitate intellectus, de veritate et de sapientia). Recte iudicat homo, divinae mentis lumen participans, se intellectu suo universitatem rerum superare.“ Sander bemerkt dazu: „Im Hinblick auf die Vernunft formuliert GS 15 zurückhaltend, um die kirchliche Aussöhnung mit der neuzeitlichen Ordnung der Dinge, speziell den empirischen Wissenschaften, weiter zu treiben. Deshalb wird die Dialektik der Aufklärung nicht angesprochen und wie schon auf dem Ersten Vatikanum die Fähigkeit der Vernunft herausgestellt, tiefere Wahrheiten über die rationellere Gestaltung des Lebens hinaus zu erfassen.“ Sander 2005, 731. Dass es hier um den menschlichen Geist geht, der trotz seiner Geschichtlichkeit nicht in seine jeweilige Epoche eingesperrt ist, also nicht nur ein Reflex seiner Zeit darstellt, sondern wahrhaft Geist ist, capax universi, und als solcher auf das Ganze der Wahrheit angelegt und darum fähig ist, Distanz zu gewinnen auch zu seiner eigenen zeithaften Existenz, scheint Sander kaum zu sehen.

⁴¹ Pastorale Konstitution (1966), 328 f.: „(De dignitate conscientiae moralis). In imo conscientiae legem homo detegit, quam ipse sibi non dat, sed cui obedire [oboedire] debet, et cuius vox, semper ad bonum amandum et faciendum ac malum vitandum eum advocans, ubi oportet auribus cordis sonat: fac hoc, illud devita.“

⁴² Ebenda 330 f.: „(De praestantia libertatis). At nonnisi libere homo ad bonum se convertere potest“.

me zum freien Lob des Schöpfers.⁴³ Sodann wird aber betont, dass der Mensch nicht nur einfach Lebewesen sei. Vielmehr komme ihm aufgrund seiner Geist-Seele, anima, Innerlichkeit zu.⁴⁴ „In seiner Innerlichkeit übersteigt er die Gesamtheit der Dinge“. Er kehrt „in sein Herz zurück“, wo ihn Gott erwarte.⁴⁵

Dank seiner Vernunft überrage der Mensch „die Dingwelt“, wie im 15. Artikel dargelegt wird. Im Laufe der Zeit habe der Mensch „in unermüdlicher Anwendung seiner Geistesanlagen“ in Wissenschaft, Technik und Bildung enorme Fortschritte erzielt. Und es zeige sich: Dank seiner Vernunft suche der Mensch stets nach tieferer Wahrheit. Die „Vernunftnatur der menschlichen Person“ aber finde ihre Vollen- dung allererst in der Weisheit. Sie ist es, die den Menschen „sanft zur Suche und Liebe des Wahren und Guten“ hinziehe und denjenigen Menschen, der sich von ihr leiten lasse, „vom Sichtbaren zum Unsichtbaren“ führe.⁴⁶

Das Wahre und das Gute liefern die Stichwörter für den 16. Artikel. Hier geht es um die Würde des sittlichen Gewissens: „De dignitate conscientiae moralis“. Das Gewissen, so heißt es, sei das Gesetz, das der Mensch zwar in sich entdecke, aber sich nicht selbst gebe. Diesem Gesetz schulde der Mensch Gehorsam. Es fordere ihn „immer zur Liebe und zum Tun des Guten und zur Unterlassung des Bösen“ auf. Dieses Gesetz sei dem Menschen „von Gott seinem Herzen eingeschrieben“. Das Gewissen wird bezeichnet als die „verborgenste Mitte und das Heiligtum im Menschen, wo er [der Mensch – Erg. von mir M.G.] allein“ sei „mit Gott, dessen Stimme in diesem seinem Innersten zu hören ist.“⁴⁷ Es sei das Gewissen, „dem zu gehorchen“ gerade des Menschen Würde ausmache. „Im Gewissen erkennt man in wunderbarer Weise jenes Gesetz, das in der Liebe zu Gott und dem Nächsten seine Erfüllung hat“, wie im unausgesprochenen Rekurs auf Mt 22,37-40 und Gal 5,14 ausgeführt wird. Je mehr der Mensch auf sein Gewissen höre, desto mehr lasse er „von der blinden Willkür ab“ und richte „sich nach den objektiven Normen der Sittlichkeit“.⁴⁸

Differenziert wird zudem zwischen dem irrenden und dem abgestumpften Ge- wissen. Jenes verliere keineswegs seine Würde, dieses aber sei Folge eines Man-

⁴³ Ebenda 323.

⁴⁴ Ebenda 325.

⁴⁵ Ebenda.

⁴⁶ Ebenda 325–327.

⁴⁷ Ebenda 328: „Nam homo legem in corde suo a Deo inscriptam habet, cui parere ipsa dignitas eius est et secundum quam ipse iudicabitur. Conscientia est nucleus secretis- simus atque sacrarium hominis, in quo solus est cum Deo, cuius vox resonat in intimo eius.“ Zu den hier erwähnten Grundlagen vgl. auch Gerwing, Manfred: Der Mensch – Geschöpf Gottes. Zur ‚peinlichen Argumentationslücke‘ innerhalb der biopolitischen De- batte. Ein Zwischenruf. In: rhs 45 (2002) 377–390.

⁴⁸ Pastorale Konstitution (1966), 328: „Conscientia modo mirabili illa lex innotescit, quae in Dei et proximi dilectione adimpletur.“ Und: „Quo magis ergo conscientia recta prae- valet, eo magis personae et coetus a caeco arbitrio recedunt et normis obiectivis moralita- tis conformari satagunt.“

gels, der dann eintrete, „wenn der Mensch sich zu wenig darum“ bemühe, „nach dem Wahren und Guten zu suchen, und das Gewissen durch Gewöhnung an die Sünde allmählich fast blind“ werde.⁴⁹

Damit ist die Freiheit des Menschen angesprochen, die Thema des 17. Artikels der Pastoralkonstitution ist. Wert und Würde der menschlichen Freiheit werde von den Zeitgenossen besonders hoch veranschlagt; und zwar mit Recht, „recte sane“, wie ausdrücklich betont wird. Die Freiheit aber komme fälschlicherweise oft als „Berechtigung“ zur Geltung, alles tun zu dürfen, was einem beliebt, „auch das Böse“. Doch genau hier liege das Missverständnis; denn „wahre Freiheit“ (vera libertas) sei nicht die Freiheit, dieses oder jenes wählen zu können. Vielmehr komme die freie Selbstbestimmung des Menschen in jener Wahl und Entscheidung zum Zuge, die sich an dem Gewissensspruch und damit an Gott orientiere, nach dessen Bild doch der Mensch geschaffen sei. Gott wolle, dass der Mensch ihn, seinen Schöpfer, „aus eigenem Entscheid sucht und frei zur vollen und seligen Vollendung in Einheit mit Gott gelange.“⁵⁰

An dieser Stelle wird der Rückbezug zu den vorherigen Ausführungen deutlich; denn genau das fordere die Würde des Menschen: dass er, der Mensch, „in bewusster und freier Wahl handle, das heißt personal, von innen her bewegt und geführt und nicht unter blindem innerem Drang oder unter bloßem äußerem Zwang. Eine solche Würde erwirbt der Mensch, wenn er sich aus aller Knechtschaft der Leidenschaften befreit und sein Ziel in freier Wahl des Guten verfolgt sowie sich die geeigneten Hilfsmittel wirksam und in angestrengtem Bemühen verschafft.“⁵¹

Die Freiheit des Menschen aber, „durch die Sünde verwundet“ (a peccato vulnerata), könne „nur mit Hilfe der Gnade Gottes die Hinordnung auf Gott zur vollen

⁴⁹ Ebenda.

⁵⁰ Ebenda 331.

⁵¹ Ebenda: „Dignitas igitur hominis requirit ut secundum consciam et liberam electionem agat, personaliter scilicet ab intra motus et inductus, et non sub caeco impulsu interno vel sub mera externa coactione. Talem vero dignitatem obtinet homo cum, sese ab omni passionum captivitate liberans, finem suum in boni libera electione persequitur et apta subsidia efficaciter ac sollerti industria sibi procurat.“ Vgl. dazu den Kommentar von Sander 2005, 733. Richtig stellt er fest: „GS 17 bestimmt sich nicht von der Freiheit in Christus her, sondern von dem Wert, den Freiheit unter den Menschen hat.“ Wieso aber die Bestimmung der Freiheit in Christus eine „Überschreitung des selbst gesetzten Ortes von GS“ wäre, wie Sander behauptet, eines Ortes, für den es überdies entscheidend sei, „dass Menschen gesellschaftlich und kulturell um den Respekt ihrer Freiheit ringen“, wird nicht deutlich. Im Gegenteil: Gerade dann, wenn der Mensch um Freiheit ringt, ist doch, wie Ratzinger zu Recht betont (vgl. unten), der „Ort“ gegeben, von der Freiheit in Christus zu reden. Auch bezeichnet Sander das „Sein in Christus“ fälschlicherweise als „subjektiv-metaphysische Ortbestimmung“. Das ist es ja gerade nicht! Es ist eine im Glauben erkannte Wahrheit, die gerade nicht „subjektiv-metaphysisch“ daherkommt bzw. formiert ist, sondern jegliche Subjektivität transzendiert. Sander polemisiert gegen Ratzingers Kommentar, verkennt aber die Stärke ihres christologischen Arguments.

Wirksamkeit bringen.“ Jedenfalls werde der Mensch „vor dem Richterstuhl Gottes Rechenschaft geben“ müssen, „von seinem eigenen Leben“, von seinen Taten und Unterlassungen, von all seinen Gedanken, Worten und Werken.⁵²

Der eschatologische Hinweis liefert zugleich das Stichwort des nächsten Artikels, in dem vom Geheimnis des Todes gesprochen wird. Erweisen sich hier, angesichts des Todes, Würde und Wert der menschlichen Person nicht als Lug und Trug? Nicht von ungefähr werden in den sich daran anschließenden Artikeln (Art. 19-21) Formen und Wurzeln des Atheismus zur Sprache gebracht. Doch das Bekenntnis der Kirche steht dagegen: „Belehrt von der Offenbarung Gottes“ weiß die Kirche im Glauben darum, „dass der Mensch von Gott zu einem seligen Ziel jenseits des irdischen Elends geschaffen“ sei.⁵³ Der Tod kommt als Strafe für die Sünde des Menschen in Sicht. Doch Christus habe „durch seinen Tod“ den Menschen vom ewigen Tod befreit. „Gott rief und ruft nämlich den Menschen, dass er ihm in der ewigen Gemeinschaft unzerstörbaren göttlichen Lebens mit seinem ganzen Wesen anhänge“.⁵⁴ Der christliche Glaube gebe also *erstens* Antwort auf die Angst des Menschen vor der Zukunft; *zweitens* zeige der Glaube, dass durch den Tod des Menschen keineswegs die Gemeinschaft mit den noch Lebenden negiert werde, sondern begründet – *drittens* – die Hoffnung, dass, weil die schon Gestorbenen wahrhaft bei Gott leben, auch wir mit ihnen „in Christus Gemeinschaft“ haben.⁵⁵

Christus selbst ist das „Stich-Wort“ des Todes, der „Todesstich“, der allererst den sterblichen Menschen ins Leben hinein führt. Im Blick auf dieses „Stich-Wort“ lichtet sich das Geheimnis des Menschen; freilich so, dass es sich in das Geheimnis Gottes hinein aufklärt. „Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung“⁵⁶, wie dann endlich in Artikel 22 ausgeführt wird. Alles, was zuvor über den Menschen und seine Würde dargelegt wurde, findet in ihm, Christus, seinen Ursprung und seinen Höhepunkt. Christus ist der neue Mensch! Er ist es gerade auch als „das Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15); denn als solcher ist er überhaupt erst in der Lage, „den Söhnen Adams die Gottebenbildlichkeit“ wiederzugeben, „die von der ersten Sünde her verunstaltet war. Da in ihm die menschliche Natur angenommen wurde, ohne dabei verschlungen zu werden, ist sie dadurch auch schon in uns zu einer erhabenen Würde erhöht worden. Denn er, der Sohn Gottes, hat sich in seiner Menschwerdung gewissermaßen mit jedem Menschen vereinigt. Mit Menschen-

⁵² Pastorale Konstitution (1966), 331.

⁵³ Ebenda 335.

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Ebenda.

⁵⁶ Ebenda 350: „Christus, novissimus Adam, in ipsa revelatione mysterii Patris Eiusque amoris, hominem ipsi homini plene manifestat eique altissimam eius vocationem patefacit.“ (Allocutio Ioannis Pauli PP. II. ad sodales Commissionis Internationalis Theologiae. Die XXVI. mensis Octobris, anno Domini MCMLXXIX, Art. 5.).

händen hat er gearbeitet, mit menschlichem Geist gedacht, mit einem menschlichen Willen hat er gehandelt, mit einem menschlichen Herzen geliebt. Geboren aus Maria, der Jungfrau, ist er in Wahrheit einer aus uns geworden, in allem uns gleich außer der Sünde.⁵⁷

Damit komme ich zum zweiten Punkt: zum Kommentar dieses ersten Kapitels der Pastoralkonstitution in der lateinisch-deutschen Ausgabe der Konzilsdokumente durch den ehemaligen Konzilsberater Joseph Ratzinger.

Zum kritischen Kommentar

Joseph Ratzinger geht in seinem Kommentar nicht so sehr paraphrasierend, als vielmehr analysierend, kritisch fragend und reflektierend vor. Seine Hauptkritik besteht aus fünf Punkten:

Erstens bezieht sich seine Kritik auf die Tatsache, dass das christologische Zeugnis allererst zum Schluss der Ausführungen über die Würde des Menschen zu Wort gebracht wird: „Die Auslassung der Christologie aus der Lehre von der Gottesebenbildlichkeit [...] rächt sich [...]; der Versuch, an die christliche Anthropologie von außen heranzuführen und die Glaubensaussage von Christus dabei allmählich zugänglich zu machen, hat [...] zu der falschen Konsequenz verleitet, das Eigentliche des christlichen Glaubens als das vermeintlich weniger Dialogfähige vorderhand beiseite zu lassen. In Wirklichkeit könnte doch der Ansatz des Textes nur dann Sinn haben, wenn er wirklich stufenweise zum Kern der neutestamentlichen Botschaft vorführte, also sie inmitten des Menschlichen aufdecken und damit zusehends die Perspektive auf Christus hin eröffnen würde, nicht aber wenn man möglichst im Vorchristlichen verbleibt und Christus dann unvermittelt erst am Ende in Erscheinung treten lässt.“⁵⁸

Diese grundlegende Kritik Ratzingers ist aus dogmatischer Perspektive berechtigt, wenngleich mir das von ihm kritisierte *Procedere* des Konzilstextes mit Blick auf die theologische Provenienz der meisten Konzilsväter verständlich erscheint. Jedenfalls ist es auffällig, dass hier in gut neoscholastischer Manier offensichtlich von einer Trennung zwischen Natur und Gnade ausgegangen und damit auch der Mensch zwei verschiedenen Ordnungen zugeteilt wird: der Natur und der Übernatur. Die Neuscholastik, wenn ich noch einmal diesen – zugegeben recht plakativen

⁵⁷ Ebenda 352: „Humanis manibus opus fecit, humana mente cogitavit, humana voluntate egit, humano corde dilexit. Natus de Maria, Virgine, vere uns ex nostris factus est, in omnibus nobis similis excepto peccato.“ Rekurriert wird auf Hebr 4,15 und auf das Konzil von Chalkedon DH 301: „Derselbe ist vollkommen in der Gottheit und derselbe ist vollkommen in der Menschheit; derselbe ist wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch aus vernunftbegabter Seele und Leib; derselbe ist der Gottheit nach dem Vater wesenseins [homoousion] und der Menschheit nach uns wesenseins [homoousion], in allem uns gleich [homoion] außer der Sünde.

⁵⁸ Ratzinger: Kommentar (1968), 331.

– Begriff, der mehr verstellt als er offen legt, der Einfachheit halber mit Ratzinger benutzen darf, trennt vielfach zwischen Glaube und Wissen, Philosophie und Theologie und eben auch zwischen Natur und Gnade. Innerhalb der natürlichen Ordnung versteht sich der Mensch aus sich selbst und in jenen „Kategorien, die er an sich selbst entdeckt oder von der Gesellschaft her gewinnt.“⁵⁹

Übrigens: Neuscholastik ist nicht Scholastik! Die differenzierende und hoch differenzierte Schultheologie innerhalb der Expansionsphase des europäischen Mittelalters⁶⁰ sprach zwar ebenfalls von der Gottebenbildlichkeit des Menschen „in naturalibus“, trennte diese aber keineswegs von der übernatürlich-christologischen Ebenbildlichkeit, noch sprach sie im Blick auf den Menschen von zwei verschiedenen Ordnungen. Im Gegenteil: Die hochmittelalterlichen Schultheologen sahen die Würde des Menschen gerade darin zum Zuge kommen, dass das gottgeschaffene, d. h. gottgegebene und gottgehaltene, mit einem Wort: das kreatianische Sein des Menschen in Jesus Christus erneuert und vollendet wird. Dieses in Christus erneuerte kreatianische Sein des Menschen bestimmt sodann sein spezifisches Sollen: In der Nachfolge Christi schreitet der Mensch voran: von der Gottebenbildlichkeit, imago, zur Gottähnlichkeit, similitudo.⁶¹

Zweitens wird ebenfalls zu Recht kritisiert, dass, wie Ratzinger im besonderen Blick auf Artikel 11 und 12 des ersten Kapitels der Konstitution betont, hier zwar ausgegangen werde von einer Dialogsituation zwischen Kirche und Menschheit, dass dabei aber so getan werde, als gehöre „die Kirche selbst nicht zum genus humanum“.⁶² Das Konzil selbst aber habe wiederholt festgestellt, dass die Kirche zum Menschen gehöre und folglich diesem nicht einfach gegenübergestellt werden könne. Bei einer in Philosophie und Theologie geteilten Anthropologie werde übersehen, dass hier im Grunde das spezifische Verhältnis von Glaube und Vernunft zur Debatte stehe. Es werde kaum wahrgenommen, dass „es eine Vernunft *im*

⁵⁹ Ebenda.

⁶⁰ Gerwing, Manfred: *Devotio moderna oder: Zur Spiritualität des Spätmittelalters*. In: „Herbst des Mittelalters“? Fragen zur Bewertung des 14. und 15. Jahrhunderts. Hrsg. von Jan A. Aertsen und Martin Pickavé. Berlin/New York 2004, 594–615, hier 598 ff.

⁶¹ Gerwing, Manfred: ‚Multas autem figuras facit‘. Zum Menschenverständnis des Nikolaus von Kues. In: *Sein und Sollen des Menschen. Zum göttlich-freien Konzept vom Menschen*. Hrsg. von Christoph Böttigheimer, Norbert Fischer und Manfred Gerwing. Münster 2009, 313–334, bes. 324 f.; ders.: *Theologie im Mittelalter. Personen und Stationen theologisch-spiritueller Suchbewegungen im mittelalterlichen Deutschland*. Paderborn/München/Wien/Zürich 2002, 146 ff.; Hödl, Ludwig: *Die Gottebenbildlichkeit des Menschen und der sakramentale Charakter des Christen*. In: *Welt-Wissen und Gottes-Glaube in Geschichte und Gegenwart*. FS für Ludwig Hödl. Hrsg. von Manfred Gerwing. St. Ottilien 1990, 191–211, hier 202 ff.; Angenendt, Arnold: *Toleranz und Gewalt. Das Christentum zwischen Bibel und Schwert*. Münster 2007, 110 ff.

⁶² Ratzinger: *Kommentar* (1968) 316.

Glauben gibt und geben muss und dass umgekehrt jede Vernunft von einem geschichtlichen Standort bestimmt ist und also die bloße Vernunft nicht existiert.⁶³

Ein wenig beschwichtigend fügt sodann der kritischen Konzilstheologie hinzu: Man wird freilich „zugeben müssen, dass die konkreten Formen des Dialogs auf verschiedene Weise stattfinden können und dass hier auch manches für ein Vorgehen von außen nach innen spricht, wie es sich allen Widerständen zum Trotz im Konzilstext schließlich durchsetzen konnte.“⁶⁴

Ein dritter Kritikpunkt, den Ratzinger in seinem Kommentar vorzubringen weiß, bezieht sich auf die doppelte Antwort, die der 12. Artikel auf die Frage nach dem Wesen des Menschen gibt: dass er, der Mensch, wie dargelegt, „nach dem Bild Gottes“ geschaffen und „ein gesellschaftliches Wesen“ sei. Diese Antwort verbleibe, so der ehemalige Peritus, in jener Zwiespältigkeit, die Folge der kritisch erwähnten „Ausklammerung des Neuen Testaments“ sei. Die Konzilsdarstellung bleibe bei der schöpfungstheologischen Auslegung des Gott-Ebenbild-Seins des Menschen. Rekuriert werde auf Gen 1,26 (Weish 2,23) und Ps 8,5-7. Immerhin werde mit Augustinus die Gottebenbildlichkeit als Gottfähigkeit gedeutet: als „capax Dei“, ohne allerdings deutlich genug ihren dynamischen Charakter herauszustellen. „Der Mensch ist gottebenbildlich in dem Maß, in dem er sich auf Gott bezieht, und er verzerrt seine Gottebenbildlichkeit durch seine Abwendung von Gott.“⁶⁵

Mit diesem dritten Kritikpunkt hängt ein vierter zusammen, der sich auf den 17. Artikel bezieht. Hier geht es, wie erinnerlich, über die menschliche Freiheit. „Der Abschnitt über die Freiheit, mit dem die Konstitution“, so Ratzinger, „bewusst ein Grundthema des modernen Denkens aufgreifen will, gehört zu den am wenigsten befriedigenden des ganzen Textes.“⁶⁶ Hier werde die „ganze neutestamentliche Freiheitslehre“ ausgeblendet „und damit ein für den Christen einfach unrealistischer Standort bezogen: Die Auslassung der Christologie aus der Lehre von der Gottebenbildlichkeit, mit der die Freiheitsidee hier verknüpft wird, rächt sich an dieser Stelle noch einmal.“⁶⁷ So können die Ausführungen über die Freiheit des Menschen weder theologischer noch philosophischer Kritik standhalten. „Philosophisch geht sie an der ganzen modernen Diskussion über die Freiheit vorbei. Sie nimmt jene Verschattung der Freiheit, von der uns heute Psychologie und Soziologie so unheimlich zu sagen wissen, einfach nicht zur Kenntnis und verweigert sich damit der tatsächlichen Situation des Menschen, dessen Freiheit nur durch ein Gitter von Determinationen hindurch zur Wirkung kommt. Theologisch lässt sie jenen ganzen Problemkomplex beiseite, den Luther polemisch-einseitig in den Begriff des *servum arbitrium* gefasst hat; von jenem den Menschen durchziehenden Zwiespalt, den

⁶³ Ebenda 317.

⁶⁴ Ebenda.

⁶⁵ Ebenda 318.

⁶⁶ Ebenda 331.

⁶⁷ Ebenda.

Röm 7,13-25 so dramatisch schildert, lässt der ganze Text kaum etwas ahnen.⁶⁸ Und Ratzinger wird noch deutlicher: „Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass hier der theologisch durchaus vertretbare Wille zum Optimismus, der den ganzen Text beherrscht, missdeutet worden ist und zu Verharmlosungen geführt hat, die ihm keineswegs entspringen müssen.“ Der Hoffnung das Wort zu reden, sei richtig und wichtig. Doch dürfe dabei nicht die Situation des Menschen verharmlost werden. „Hier hätte man sich vom Marxismus über das Maß der menschlichen Entfremdung und Verfallenheit belehren lassen können. Sie nicht ernst zu nehmen heißt, nicht groß vom Menschen zu denken, sondern ihn über den Ernst seiner Lage hinwegzutäuschen.“⁶⁹

Und ein letzter Kritikpunkt sei erwähnt, den Ratzinger gegen die Argumentation des Konzils artikuliert: Er betrifft die Ausführungen über das Gewissen des Menschen. Auch hier werde allzu optimistisch, ja geradezu naiv argumentiert. Zwar werde gegenüber „einer bloß soziologischen oder tiefenpsychologischen Deutung des Gewissens“ mit Recht „der Transzendenzcharakter“ des Gewissens herausgestellt, ja, das Gewissen des Einzelnen gar vorgestellt als der „heilige Ort, an dem der Mensch mit Gott allein ist und seine Stimme in seinem Innersten hört.“⁷⁰ Doch werde zu wenig der erkenntnistheoretischen Frage nachgegangen, wie denn überhaupt das Gewissen zu seinem Spruch und seiner Entscheidung komme. Sofern „hier tatsächlich unmittelbar Gottes Ruf zu hören“ sei, ergebe sich doch die Frage, wie es dann überhaupt möglich sein könne, dass es so etwas wie ein irriges Gewissen gebe. „Wie schon in den vorhergehenden Artikel muss man auch hier eine mangelnde Verarbeitung der Einsichten moderner Philosophie und ihrer angrenzenden Wissenschaften feststellen, die gerade an dieser Stelle den Eindruck vorkritischen Denkens schwer abweisbar macht.“⁷¹

Doch kritisiert Ratzinger nur? Findet er keine anerkennenden Worte für die Darlegungen des Konzils zum Thema „Würde des Menschen“? Immerhin bemerkt er lobend an, dass der Konzilstext dort, wo der Mensch als ein *ens sociale* beschrieben werde, deutlich genug den Versuch erkennen lasse, „die moderne Philosophie der Person, etwa das dialogische Prinzip von F. Ebner und M. Buber [...] in die Grundkonzeption vom Menschen einzubeziehen.“⁷² Überdies werde das Existieren des Menschen als Mann und Frau in eine Beziehung mit seiner Gottähnlichkeit gebracht. Doch werde es versäumt, diese Beziehung dann auch näherhin zu definieren. Gleichwohl sei damit ein „Ausgangspunkt für die Theologie der Geschlechter

⁶⁸ Ebenda 332.

⁶⁹ Ebenda. Vgl. dazu auch Benedikt XVI., Papst: *Spe salvi*. Enzyklika an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Hoffnung. Bonn 2007, Nr. 16–23. Hier wird die Umwandlung des christlichen Hoffnungsglaubens in der Neuzeit skizziert, aber auch auf den „grundlegenden Irrtum von Marx“ eingegangen.

⁷⁰ Ratzinger: *Kommentar* (1968), 329.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Ebenda 318.

und die darauf aufbauende Theologie der Ehe“ markiert.⁷³ Überdies werde „schon hier“ deutlich, „dass die geschlechtliche Differenzierung des Menschen in Mann und Frau weit mehr als eine bloß biologische Gegebenheit zum Zwecke der Fortpflanzung“ sei, „die mit dem eigentlich Menschlichen des Menschen nichts zu tun hätte: In ihr vollzieht sich jene Verwiesenheit des Menschen auf das Du, die für sein Wesen als Mensch konstitutiv ist.“⁷⁴

Einen zweiten Punkt positiver Kritik führt Ratzinger im Blick auf Artikel 13 an, in dem von der Sünde des Menschen gesprochen wird. Tatsächlich dürfe ja von Sünde nicht geschwiegen werden, wo vom Menschen die Rede sei.⁷⁵ Andererseits dürfe man sich auch nicht von der Sünde „hypnotisieren“ lassen. Lobend merkt Ratzinger im Blick auf den Konzilstext an, dass hier „ganz vom Positiven her“ gedacht werde, fast schon – und hier kommt auch schon wieder ein negativer Unterton hinein – mit „semipelagianischem“ Zungenschlag. An der biblischen Sprechweise orientiert, vermied man es dennoch, den Sündenfall zu fixieren, und „stellte statt dessen einfach fest, dass der Mensch sich ‚vom Beginn seiner Geschichte an‘ gegen Gott erhoben“ habe.⁷⁶ Rekurriert werde nicht auf Röm 5, sondern auf Röm 1,21 ff., nicht auf das Grundsätzliche, sondern auf das Faktische „der ständigen Revolte des Menschen gegenüber seinem Schöpfer.“ Überhaupt stünde der Konzilstext hier näher bei Pascal als bei Scheeben. Ohne in dem gegenwärtigen Ringen, die Erbsündenlehre neu zu verstehen oder gar Partei zu ergreifen, werde doch „der Zusammenhang zwischen menschlicher Existenz Erfahrung und Botschaft des Glaubens“ akzentuiert und „das Aktuelle des Sündigens des Menschen nicht zu weit getrennt [...] von jener Revolte gegen Gott, die seit Anbeginn der Geschichte das Drama zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer bestimmt.“⁷⁷

Dieser Mensch, von Gott erschaffen und erwählt, der Sünde aber verfallen, existiert in geistbeseelter Leiblichkeit und subsistiert in leibhafter Geistigkeit. Ratzinger betont in seinem Kommentar zum 14. Artikel die hier artikulierten konstruktiven Ansätze zu einer allererst zu entwickelnden Theologie der Leiblichkeit, die, wie ich hinzufügen möchte, Papst Johannes Paul II. (1978 – 2005) Zeit seines Pontifikats, aber auch schon vorher – als Professor und Seelsorger Karol J. Wojtyła – in seiner besonderen Relevanz für das Heil des Menschen erkannte und systematisch

⁷³ Wie der Kommentator die daraus resultierende Eheologie skizziert und strukturiert sieht, zeigt sich bei Ratzinger, Joseph: Zur Theologie der Ehe. In: Theologie der Ehe. Veröffentlichung des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen. Hrsg. von Gerhard Krems und Reinhard Mumm. Regensburg/Göttingen 1969, 81–115.

⁷⁴ Ratzinger: Kommentar (1968), 318 f.

⁷⁵ Ebenda 319 f.

⁷⁶ Ebenda 321.

⁷⁷ Ebenda 321 f.

zu entfalten suchte. Er entwickelte eine Theologie des Leibes, die noch längst nicht hinreichend erforscht ist.⁷⁸

Ratzinger indes lenkt unsere Aufmerksamkeit auf den im Konzilstext benutzten Begriff der Innerlichkeit, „interioritas“. Er weiß sich an Pascal und Augustinus erinnert, wenn es heißt, dass der Mensch in „seiner Innerlichkeit [...] die Gesamtheit der Dinge“ übersteige und in diesem Überstieg „in sein Herz“ zurückkehre, wo ihn Gott erwarte.⁷⁹ „Der biblische Begriff des Herzens, der“, wie Ratzinger durchaus anerkennend ausführt, „bei Augustinus die Einheit von Innerlichkeit und Leiblichkeit ausdrückt und der dann wieder bei Pascal zu einem Schlüsselbegriff wird, tritt hier in den Konzilstext ein, und mit ihm ist einschliessweise nun doch weitgehend das anwesend, was Rahner und Marcel von anderen Denkansätzen her formuliert haben.“⁸⁰

Jedenfalls werde mit Recht deutlich herausgestellt, dass der Mensch nicht bloß ein Mikrokosmos, eine Welt, ja ein Universum im Kleinen sei, sondern „der Transformationspunkt“ der Schöpfungswirklichkeit „in die Anbetung hinein“.⁸¹ Doch diese Transformation in die Anbetung hinein ist kein Automatismus. Als Leib-Seele-Geist-Einheit bleibt der Mensch, zwischen Herkunft und Zukunft aus- und eingespannt, aufgerufen sich zu entscheiden: Gott entweder liebend zu antworten, d. h. ihn mit seiner ganzen Existenz anzubeten – der Leib wird hier „zum Medium der Anbetung“ –, oder aber, die relationale Freiheit missbrauchend, die Antwort auf das Wort Gottes zu verweigern, wobei dann der Leib des Menschen zum „Werkzeug der Rebellion“ gegen Gott degeneriert.

Die zum Schluss des Artikels angefügte Rede von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele dürfe nicht als Aussage über die „anima separata“ verstanden werden. Vielmehr wollte das Konzil „die Auflösung des Menschen in bloße Materialität ausgeschlossen“ wissen und zugleich jenen „unsaubereren Theorien“ entgegen-treten, „die gegenwärtig mitunter als Ergebnisse einer wieder ernstgenommenen

⁷⁸ Gerwing, Manfred: Etheologische Implikationen im Brief Papst Johannes Pauls II. an die Familien. Dogmatische Überlegungen. In: Theologie und Glaube 86 (1996) 313–324; ders.: Nur die Liebe rettet. Zum Brief des Papstes an die Familien. Dogmatische Reflexionen. In: Ist die Liebe noch zu retten? Brennpunkt Partnerschaft, Sexualität und Ehe. Hrsg. von Stephan E. Müller und Erwin Möde. Münster 2004, 113–140 (= Glaube und Ethos 1); vgl. etwa Johannes Paul II., Papst: Ein Leib und ein Geist werden in Christus. Schreiben „Über die Eucharistie“ Papst Johannes Pauls II., mit einem Kommentar von Walter Kasper. Freiburg/Basel/Wien 1980; ders.: Menschliche Liebe im göttlichen Heilsplan. Eine Theologie des Leibes. Hrsg. und eingel. von Norbert und Renate Martin. Kißlegg 2008.

⁷⁹ Vgl. Pastorale Konstitution (1966), Art. 14, 322–325, 325; Ratzinger: Kommentar (1968), 323.

⁸⁰ Ratzinger: Kommentar (1968), 324.

⁸¹ Ebenda.

biblischen Anthropologie angeboten werden, in Wahrheit aber als Produkte schwärmerischer Denkrägheit anzusehen“ seien.⁸²

Doch auch hier geht Ratzinger noch einen Schritt weiter. Offensichtlich weiß er um den auch erkenntnistheoretischen Kontext der Rede von der „anima separata“.⁸³ Jedenfalls erkennt er in dem Satz von der „anima spiritualis“ auch die Absicht des Konzils, die Wahrheitsfähigkeit des Menschen zu betonen. Wer nur im Bereich des Konstatierbaren bleibt, überschreitet nicht „die Zone des bloß Richtigen“. Er verzichtet – womöglich aus methodischen Gründen – auf die Wahrheit und leistet damit „das Unmenschlichste und Zerstörerischste [...], was denkbar ist: der Mensch wird grundsätzlich der Wahrheitsfähigkeit beraubt.“⁸⁴ Die Rede von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele indes verweise auf das Offensein „des Menschen für die Wahrheit [...], deren Berührung ihm als Mensch nicht nur möglich, sondern so nötig ist wie die Liebe – sie ist das Brot, ohne das der Geist nicht leben kann.“⁸⁵

Das Geheimnis des Todes, von dem das Konzil in Artikel 18 spricht, zeigt sich gerade dann, wenn das Selbstsein in Freiheit, die Würde und der Wert der Person in sittlicher Tugend bedacht werden. Die Konzilskonstitution sucht im biblischen Bildwort vom „Samen der Ewigkeit“, den der Mensch in sich trage, die klassische philosophische Unsterblichkeitslehre anzudeuten, versäumt es aber, wie Ratzinger mit Recht bemängelt, diese Aussage begrifflich zu machen. Sie passe nicht zu der „christologischen Heilslehre des zweiten Abschnitts“.⁸⁶ Mehr noch: Das biblische Auferstehungszeugnis wird an dieser Stelle eher verdunkelt als erhellt; denn die biblische Auferstehungsbotschaft geht gerade nicht „von den bleibenden ontologischen Komponenten – vergängliche Materie, unvergängliches, nicht materielles Sein – aus, sondern betrachtet das Todesschicksal und die Ewigkeitsverheißung geschichtlich: Tod kommt aus Sünde, Ewigkeit aus der Heilstat Jesu Christi.“⁸⁷ Wir sterben in Jesus Christus zu neuem Leben. Das Weizenkorn, das nach Joh 12,24 absterben muss, interpretiert nicht nur das Todesgeschehen. Es reflektiert auch das Leben. In der Selbstentäußerung, ja, in der „kenosis“ des Todes muss sich das Gott-Ebenbild-Sein des Menschen bewähren. Im Leben, Tod und Auferstehen Jesu

⁸² Ebenda 325.

⁸³ Gerwing, Manfred: *Malogranatum oder der dreifache Weg zur Vollkommenheit*. Ein Beitrag zur Spiritualität des Spätmittelalters. München 1986, 205–215 (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum Bd. 57); ders.: *Die Auferstehung der Toten und das ewige Leben oder: ‚Es muss doch mehr als alles geben‘*. In: *Auferstehung und ewiges Leben. Zwischen Projektion und Glaube*. Hrsg. von Reinhard Göllner. Münster 2002, 79–111, bes. 83–90 (= *Theologie im Kontakt* Bd. 10).

⁸⁴ Ratzinger: *Kommentar* (1968), 325.

⁸⁵ Ebenda.

⁸⁶ Ebenda 335.

⁸⁷ Ebenda; dazu auch instruktiv Marschler, Thomas: *Perspektiven der Eschatologie bei Joseph Ratzinger*. In: *Joseph Ratzinger. Ein theologisches Profil*. Hrsg. von Peter Hofmann. Paderborn/München/Wien/Zürich 2008, 161–191.

Christi zeigt sich das Geheimnis des Menschen. Unser Leben bricht auf und geht über in seine Würde und seine Gottebenbildlichkeit. Doch genau davon ist, wie gesagt, erst im letzten Artikel des 1. Kapitels die Rede.

Zur Kritik der Kritik

Es zeigt sich schon an diesen nur exemplarisch und punktuell ausgesuchten Kommentarstellen: Hier spricht ein Theologe, der keineswegs mit seiner Kritik hinter das Zweite Vatikanische Konzil zurückfällt, sondern im Gegenteil die Neuansätze des Konzils aufgreift, sie auf ihre grundlegenden philosophischen wie theologischen Prinzipien und zielgerichteten Intentionen und Perspektiven hin befragt, sie offenbarungstheologisch durchleuchtet und gerade so *mit* dem Konzil und *im Sinne* des Konzils denkt und weiterdenkt, kommentierend wie korrigierend. Seine Kritik an den Ausführungen über die Würde der menschlichen Person im Zeugnis der Pastoralkonstitution lautet, pointiert zusammengefasst:

Erstens: In den Artikeln 12 bis 18 liegt eine anthropologische Reduktion vor. Noch stark von neoscholastischem Denken geprägt, bleibt in diesen Artikeln das Konzil weit hinter seinen von ihm selbst eröffneten theologischen Möglichkeiten zurück.

Zweitens: In Artikel 22 liegt eine christologische Revision dieser zuvor dargelegten anthropologischen Reduktion vor. Hier kommt endlich die christliche Botschaft zur Sprache: Jesus Christus.

Drittens: Dank der – wenn auch recht spät vorgenommenen – christologischen Revision der anthropologischen Reduktion tritt hier „erstmalig in einem lehramtlichen Text“, wie Ratzinger schließlich lobend anerkennt, „ein neuer Typ einer ganz christozentrischen Theologie“ auf, „die von Christus her Theologie als Anthropologie wagt“.⁸⁸

Es ist insgesamt auffallend: Der Kommentator Ratzinger fällt nicht etwa hinter den Konzilstext zurück, sondern kritisiert ihn gerade dann scharf, wenn die Ausführungen den Eindruck vorkritischen Denkens erwecken und sich „die Sache“, um die es geht, theologisch zu einfach machen. Der Kommentator dieses ersten und grundlegenden Artikels der letzten Konzilskonstitution bleibt nicht hinter dem Autor des Textes zurück. Der Kommentator stellt seine Fragen an den Text und bringt gerade so den Autor zum Sprechen, sichert ihm seine bleibende Bedeutung und seine Wirkungsgeschichte: zum Wohle des Menschen und unter Akzentuierung der Würde der menschlichen Person in schwierigen Zeiten.

⁸⁸ Ratzinger: Kommentar (1968), 350.

BUCHBESPRECHUNGEN

**Henncke, Christian (Hrsg.),
Kleine Christliche Gemeinschaften
verstehen. Ein Weg, Kirche mit
den Menschen zu sein, Würzburg:
echter 2009, 287 S., ISBN 978-3-
429-03144-2**

„Wer eine aufregende Vision sucht, möge dieses Buch lesen.“ So empfiehlt der ehemalige Hildesheimer Bischof Josef Homeyer einen Sammelband, der einen Paradigmenwechsel in der Pastoral vorschlägt. In den Kirchen Afrikas und Asiens entstanden in den letzten Jahren nach dem Vorbild der lateinamerikanischen Basisgemeinden kleine Gemeinschaften in den Großpfarreien, die aus der Erfahrung gemeinsamer Bibellektüre ihre Verantwortung für Kirche vor Ort erkannten und wahrnahmen.

Dahinter steht die Umsetzung der Volk-Gottes-Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils und das Ernstnehmen der gesellschaftlichen und missionarischen Dimension von Kirche. Angesichts des bedrängenden Priestermangels entfaltet sich Gemeindeleben vielfach nur über Gemeinschaften, die durch eine Aufgabe und emotionale Nähe ausge-

zeichnet sind. Missionarisches Sendungsbewusstsein und diakonische Sensibilität sind die notwendigen Voraussetzungen dafür. Die spirituelle Methode ist das, was in der deutschen Übersetzung nur unzureichend mit „Bibel-Teilen“ (gospelsharing) bezeichnet wird: „Ausgangspunkt ist also die Überzeugung, durch die Bibellektüre mit Gott in Dialog treten zu können.“ (Ralf Huning)

Die Autoren des Sammelbandes zeigen große Begeisterung für das Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Wegen der Zentrierung auf die Gemeinde sehen sie Unterschiede zu den Geistlichen Bewegungen, die eher überpfarrlich organisiert sind. Doch an beide richtet sich die Anfrage, wie in Zukunft Kirche im Nahbereich attraktiv und lebendig bleiben kann. Ein Modell dafür sind die Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Ein anderes Modell erwächst aus den Erfahrungen, wie sie im vorliegenden Heft von Bernhard Schmid geschildert werden. Gemeinsam ist die Vision einer lebendigen Kirche, deren diakonischer und missionarischer Einsatz aus spiritueller Kompetenz erwächst.

Joachim Schmiedl

REGNUM

Dreiundvierzigster Jahrgang 2009

INHALTSVERZEICHNIS

ZEICHEN DER ZEIT

Schmiedl, J.:	Wie kann Zusammenleben gelingen?	(1)	1-2
Schmiedl, J.:	Liebe in Wahrheit – Soziale Verantwortung neu denken	(3)	97-99
Schmiedl, J.:	Kein ökumenischer Herbst	(4)	145-146

ABHANDLUNGEN

Bollig, M.:	Die Bekehrung des Paulus – oder: Was geschah wirklich vor Damaskus? Gedanken zum Thema „Berufung“ am Beispiel des Paulus	(1)	10-20
Bollig, M.:	Der Mensch Paulus als Vorbild priesterlicher Existenz	(4)	147-163
Czarkowski, H.:	Christsein experimentell und existenziell. Reflexionen zum aktuellen Profil der Säkularinstitute	(1)	31-36
Gerber, M.:	Im Dialog mit ... Berufung aus theologisch-psychologischer Perspektive	(1)	21-30
Gerwing, M.:	Zur Würde der menschlichen Person im Zeugnis der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“	(4)	175-189
Gold-Schütz, C.:	Kunst der Zukunft	(2)	74-75
King, H.:	Ein neues Gesetz will ich Euch geben. Zum sechzigsten Jahrestag der Verkündigung des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland	(3)	107-122
Kostka, A.:	Neuer Feminismus – Miterlöserin – Frauenfrage. 20 Jahre nach „Mulieris Dignitatem“	(3)	127-140
Krauss, I.:	Streiflichter auf das künstlerische Schaffen von Schwester M. Sigrid Theimann und Schwester M. Roswina Hermes	(2)	49-60
Müller, H.:	Der Streit um Gott geht im Darwinjahr weiter. Vier Literaturbeispiele	(2)	87-96
Müller-Hoberg, C.:	Werkstatt Maria	(2)	78-81

Penners, L.:	Die Gestaltung der Kapelle im Haus der Anbetung durch Wendelin Matt	(2)	66-68
Samietz, H.-M.:	14+20: Nahaufnahmen aus 34 Jahren Lebenszeit in beiden Teilen Deutschlands	(3)	123-126
Savage, M.:	Das Bild der „Mater ter admirabilis“ von Luigi Crosio	(2)	69-73
Schlosser, H.:	„Das Kapital“ neu gelesen	(1)	37-40
Schmid, B.:	„Unmöglich können wir schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20)	(4)	164-174
Pastoral für heute in der Spur Josef Kentenichs			
Schmiedl, J.:	„Der erlöste Mensch“. Zur Anthropologie P. Kentenichs im Anschluss an den Römerbrief	(1)	3-9
Schmiedl, J.:	Moderne Sakralkunst aus mittelalterlichen Burgmauern. Das Künstlerehepaar Fernández-Ortiz	(2)	61-65
Schmiedl, J.:	60 Jahre Bundesrepublik Deutschland. Ein kirchengeschichtlicher Rückblick	(3)	100-106
Strecker, S.:	Ein Bild über die Gegenwart. Gedanken zu einem Gemälde von Rita Maria Turinsky	(2)	76-77
Wackerbauer, G.:	„Wo der Himmel die Erde berührt“. Erfahrungen aus einem Leben mit Musik und Glauben	(2)	82-86

BUCHBESPRECHUNGEN

Augustin/Krämer	Gott denken und bezeugen (M. Gerwing)	(1)	41-44
Gertler, T.	Bundestheologie und Religionsfreiheit (J. Schmiedl)	(3)	143-144
Hartmann, S.	Die Magd des Herrn (J. Schmiedl)	(3)	141-143
Hennecke, C.	Kleine Christliche Gemeinschaften verstehen (J. Schmiedl)	(4)	190
Kasper, W.	Der Gott Jesu Christi (M. Gerwing)	(1)	44-47
Treutlein, J.	Maiandachten (O. Amberger)	(1)	47-48